
Meinhof
Die moderne
Sprachforschung


H.A.U.M.
v/h J.DUSSEAU & Co
KAAPSTAD P.B. 288







Die moderne Sprachforschung in Afrika.

Hamburgische Vorträge

von

Carl Meinhof.



Berlin NO. 43
Buchhandlung der Berliner ev. Missionsgesellschaft
Georgenkirchstraße 70
1910.

Meinem lieben und getreuen Freunde

Fritz Taucher

in herzlicher Zuneigung

gewidmet.



Vorwort.

Die Beschäftigung mit afrikanischen Sprachen hat mir selbst eine solche Fülle von Anregung und neuer Erkenntnis gebracht, daß ich gern die Gelegenheit ergriffen habe, hier in Hamburg über den Stand der Forschung in Form von Vorträgen zu be= richten. Die freundliche Aufnahme, die diese Mitteilungen fanden, haben mich ermutigt, sie weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Sie sollen dem Zweck dienen, neue Freunde und Mitarbeiter zu werben für die großen Aufgaben, die wir Deutschen in Afrika haben, und besonders für die jung aufstrebende Wissenschaft der afrikanischen Linguistik.

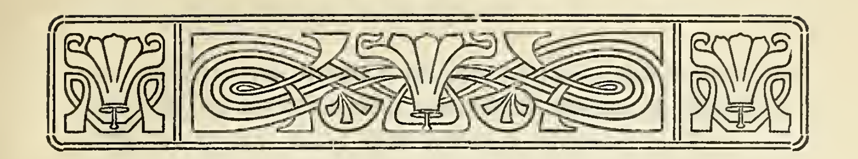
Hamburg, im Frühjahr 1910.

Carl Meinhof.



Inhalt.





1. Warum studiert man primitive Sprachen?

Es bedarf meist keiner langen Erklärung, um verständlich zu machen, warum ein Forschungsreisender, ein Beamter, ein Kaufmann, ein Missionar in den überseeischen Kolonien die Sprachen primitiver Menschen sich anzueignen sucht — überall in der Welt ist das erste Erfordernis für jeden, der mit Menschen zu tun hat, daß er mit ihnen sprechen kann. Wo also der Primitive keine europäische Sprache versteht, bleibt nichts übrig, als daß der Europäer, der mit ihm verhandeln will oder soll, seine Sprache lernt. Auf diese praktische Bedeutung der Erlernung primitiver Sprachen werde ich noch besonders eingehen,[1] weil sie doch immer noch nicht in ihrem vollen Umfang erkannt ist. Aber zunächst habe ich es mit einer andern ungleich weniger durchsichtigen Erörterung zu tun: Warum studiert man primitive Sprachen? Warum begnügt man sich nicht mit einer gewissen praktischen Fertigkeit, sondern vertieft sich theoretisch in eine so entlegene und wenig anmutende Aufgabe? Ich möchte zunächst darauf auf-

1) Siehe den sechsten Vortrag.

merksam machen, daß jede praktische Tätigkeit nur auf Grund zuverlässiger theoretischer Erkenntnisse sicher geübt und gelehrt werden kann. Jeder praktische Landwirt weiß heute, was er den Fortschritten der Bodenchemie verdankt, jeder praktische Fabrikant steht fortgesetzt in Verbindung mit der Wissenschaft, um ihre neuen Erkenntnisse tunlichst bald zu verwerten. Der praktische Kaufmann braucht eine Fülle theoretischer Kenntnisse, wenn er bei Einkäufen und Transporten und im Warenlager nicht empfindliche Verluste erleiden will, und bei dem Erlernen der Sprachen sollte es anders sein? Es genügt ja nicht, eine Reihe von Vokabeln zu wissen. Man muß wissen, wie man diese Vokabeln verbindet, damit ein verständlicher Sinn herauskommt, und zwar auch der Sinn, den man meinte, nicht irgend ein andrer, der dem Redenden vielleicht sehr unbequem wird. Hier muß also die Arbeit des theoretischen Sprachforschers einsetzen. Er muß das an Ort und Stelle praktisch gesammelte Material vergleichen und sichten, um die gewünschten Regeln zu finden. Hat er diese Regeln, so kann er dann den in der Praxis der Sprachübung Stehenden auffordern für diese bestimmten Regeln weitere Beispiele zu suchen, er kann dem hinausgehenden Reisenden seine Resultate mitgeben und ihm so ermöglichen, auf dem bereits Gefundenen weiter zu bauen. Er kann die immer besser und zuverlässiger ausfallenden Ergebnisse der Sammler dann aufs neue prüfen und vergleichen, bis er imstande ist, ein ziemlich vollständiges Bild der Sprache zu entwerfen. Der Weg, den die Forschung nimmt, ist also im allgemeinen der: man sammelt zunächst Wörter und Sätze, ermittelt die einfachsten grammatischen Verhältnisse und stellt sie in einer grammatischen Skizze mit kleinem Glossar zusammen. Es folgen größere zusammenhängende Texte, die man nach dem Diktat der Eingeborenen aufschreibt, und schließlich wird eine vollständige Grammatik und ein umfangreiches Wörterbuch hergestellt.

Von da ab ist die Sprache dann erst lehrbar im gewöhnlichen Sinn, und die nächste Aufgabe des theoretischen Sprachforschers ist damit gelöst.

Ich darf wohl annehmen, daß für diese Art von Sprachforschung ein gewisses Verständnis vorliegt bei allen, die selbst Sprachen gelehrt oder gelernt haben. Aber auch diese Arbeit ist ja nicht rein theoretisch, sondern sie hat ihre Wurzeln in der Praxis und zeitigt praktische Resultate.

Die rein theoretische Sprachwissenschaft kümmert sich aber nicht um irgendwelche Resultate der Praxis, sondern sie sucht Gesetze und Zusammenhänge, völlig unbekümmert darum, ob daraus jemals ein praktisches Resultat sich ergibt. Wir sind gewöhnt von dergleichen Studien zu hören, die sich dem klassischen Altertum oder den großen alten Kultursprachen Asiens und Aegyptens zuwenden. Aber daß nun eine rein theoretische Wissenschaft sich mit den Sprachen primitiver Völker beschäftigt, erscheint ziemlich überflüssig. Dort hat man die klangvollen Sprachen der alten Welt, deren Wohllaut den Geschmack des Lernenden bilden soll. Hier handelt es sich um die Sprachen von Barbaren, denen man keinerlei Wohllaut zutraut, sondern die man für halbtierische Laute hält, keiner gebildeten Sprache ähnlich oder vergleichbar. Dort hat man den Bau einer fein durchdachten Grammatik, an der Philosophen und Gelehrte der verschiedensten Zeiten gefeilt haben, hier die ganze barbarische Ursprünglichkeit, der ja jeder Schliff und jede Feinheit fehlen muß. Dort eine Literatur, die die Bewunderung aller Zeiten erregt, hier Menschen, denen sogar die Voraussetzung aller Literatur, die Schrift, fehlt.

Welchen Sinn hat es, sich mit diesen Dingen zu beschäftigen?

Lassen Sie mich ein Beispiel wählen von einer ganz andern Wissenschaft her, von der Botanik. Der Botaniker kann sich nicht damit begnügen, nur die Pflanzen zu studieren, die einen

praktischen Nutzen haben wie die Nahrungs- und Genußmittel, die Arzneipflanzen, die Hölzer, die Farb- und Faserstoffe liefernden Pflanzen usw. Er kann sich weiter nicht damit begnügen, die Pflanzen zu studieren, die durch Größe, Schönheit, Farbenreichtum oder Duft auffallen, sondern seine Aufgabe ist, alles kennen zu lernen, was zum Wesen der Pflanzen gehört — ihre Lebensbedingungen, ihren Bau, ihre Organe, ihre Entwicklung, ihre Feinde; er muß ferner jede ihm erreichbare Spezies zu bestimmen suchen, völlig unbekümmert darum, ob es direkten Nutzen bringt, ob die Pflanze schön oder häßlich, groß oder klein ist. Nur so wird er hoffen dürfen, Gesetze zu finden und sein Forschungsgebiet bis zu einem gewissen Grade zu beherrschen. Genau so liegt es doch im Gebiet der Sprachwissenschaft. Es ist ja für die theoretische Erkenntnis völlig gleichgültig, ob eine Sprache wohllautet oder nicht. Zudem ist der Begriff des Wohllautes sehr verschieden. Das Griechische, das man gern als Muster des Wohllautes ansieht, hat sicher niemals so geklungen, wie man es in unseren Schulen spricht. Ist Englisch, Arabisch, Deutsch eine wohllautende Sprache? Das ist Geschmackssache, und niemand von uns wird anfangen, italienisch statt deutsch zu sprechen, weil das Italienische wohllautender ist. Derartige ästhetische Urteile sind für den Sprachforscher einfach nicht vorhanden. Mag die zu untersuchende Sprache noch so hart klingen, sie ist sein Forschungsobjekt und damit der Betrachtung wert.

Auch die Einfachheit der Grammatik würde ja kein Grund sein, die betreffende Sprache nicht zu studieren. Man sucht mit Recht in jedem Forschungsgebiet zuerst nach einfachen Formen. Wenn die erkannt sind, darf man zu komplizierteren und reicheren Bildungen übergehen. Fängt man mit der Betrachtung komplizierter Formen an, dann ist es schwer, Wesentliches und Unwesentliches zu unterscheiden. Bei den einfachen Formen ist diese

Unterscheidung leichter. Es ist also nicht einzusehen, warum man in der Sprachwissenschaft sich gerade auf die hochentwickelten Formen der Kultursprachen beschränken soll. Es ist unwahrscheinlich, daß man da zum Ziele kommt. Erst wenn der Blick sich an den primitiven Sprachen geschärft hat, wird man mit Erfolg auch die höheren Formen studieren können. Wenn dieser Grundsatz heute noch neu ist und von den meisten Sprachforschern abgelehnt wird, so ist das eben nur historisch verständlich. Ein Philologe ist nach alter Tradition ein Gelehrter, der Griechisch und Lateinisch, allenfalls Hebräisch und Arabisch oder Gotisch und Sanskrit versteht. Aber die Beschäftigung mit schriftlosen Sprachen überläßt man Missionaren und Ethnographen — die nicht eigentlich zum Fach gehören. Es hat seine Zeit gedauert, bis neben Griechisch und Lateinisch auch Arabisch, Gotisch, Sanskrit als ebenbürtig traten, und es wird seine Zeit dauern, bis auch das Studium primitiver Sprachen als notwendige Ergänzung des Studiums der Kultursprachen anerkannt wird.[1])

Auch das Fehlen der Literatur wird uns nicht hindern können, primitive Sprachen zu studieren. Es ist etwas anderes, literarwissenschaftlich und sprachwissenschaftlich zu arbeiten. Der Forscher in deutschen Volksdialekten hat auch keine oder eine dürftige Literatur vor sich, und doch ist seine Arbeit auch historisch von größtem Wert. Ist doch oft genug der Volksdialekt das einzige sichere Dokument, das wir über die Geschichte eines deutschen Stammes besitzen. Andererseits bietet gerade das Fehlen der Literatur, das Fehlen einer eigentlichen Stadtkultur dem Forscher die Aussicht, daß er die Gesetze der Sprache in ihrer Ursprünglichkeit sieht. Kein Botaniker wird seine Studien an den domestizierten Pflanzen unserer Gärten beginnen, kein Zoologe an den Haus-

1) Vergl. Wilhelm Wundt, Sprachgeschichte und Sprachpsychologie. Leipzig 1901.

tieren. Beide werden die Formen aufsuchen, die in tunlichst ursprünglichen Lebensbedingungen sich befinden und werden erst dann, wenn sie ihr Forschungsobjekt unter natürlichen Lebensbedingungen erfaßt haben, zusehen, wie es sich in der domestizierten Form entwickelt hat. Der Vergleich mit der Sprachforschung scheint mir naheliegen. — In der Stadtkultur ist die Berührung mit fremden Völkern unvermeidlich. Der Barbar in seiner Horde kann dieser Berührung ungleich besser aus dem Wege gehen. Bekannt ist es ja, daß das Arabisch des schweifenden Beduinen heute noch ungleich altertümlicher und reiner ist, als das Arabisch des gebildeten Städters. Das enge Zusammenwohnen führt zur Abschleifung der Sprache. Die Menschen haben in der Stadt viel mehr Gelegenheit zum Sprechen, und sie sprechen deshalb viel schneller als die Nomaden.[1]) Bei dem schnellen Sprechen wird Aussprache und Grammatik vernachlässigt — die Worte werden abgegriffen wie Groschen, die von Hand zu Hand gehen. Auch die Schreibekunst dient nicht immer dazu, die Sprache rein zu erhalten, im Gegenteil. An die Stelle des gehörten Lautes tritt der geschriebene Buchstabe, und nun kommt die Gelehrsamkeit der Grammatiker dazu und stellt Regeln auf, führt Wortformen ein, die nach der Schulbank schmecken und dem eigentlichen Leben der Sprache fremd sind. Unsere Tertianer pflegen z. B. ein Deutsch zu schreiben, dessen Formen nur für den verständlich sind, der lateinisch kann. Sie gebrauchen „sowohl — als auch“, „es fehlt so viel, daß“, „ich kann nicht umhin, daß“ und dergleichen, das für ein deutsches Ohr unerträglich ist. Der Schule verdanken wir auch die „Speisenkarte“, „das Rechnenheft“, die „Singenstunde“ — lauter Dinge, die gänzlich undeutsch sind, die man aber glaubt sagen und schreiben zu müssen. Dazu kommt, daß die Literatur Worte altertümlicher Form festhält, Worte ver-

1) Siehe Wilhelm Wundt, Völkerpsychologie. Teil I, 1, S. 488 ff.

schiedenen Dialekts nebeneinander gebraucht und schließlich uns mit Fremdwörtern überschüttet — da wird man begreifen, daß man davon sprechen kann, daß eben die Schrift es ist, die einen stark zersetzenden Einfluß auf die Sprache hat. Daß sie in anderer Hinsicht konservierend wirkt, soll dabei zugegeben sein.

Demgegenüber haben wir in den Sprachen primitiver Völker ein Forschungsobjekt, das verhältnismäßig rein und ursprünglich ist, nicht derartig entstellt durch Fremdworte, nicht verwirrt durch irgend eines Grammatikers Weisheit, auch in einer gewissen Einheitlichkeit des Dialekts.

Ich weiß wohl, daß das alles nur relativ ist, aber das ist auch bereits ein ganz wesentlicher Vorteil gegenüber den Kultursprachen.

Wir werden allerdings uns mit der Frage auseinanderzusetzen haben: Sind nun diese primitiven Sprachen abgeschliffen aus reicheren Formen, oder befinden sie sich heute noch in einer gewissen ursprünglichen Reinheit?

Es läßt sich diese Frage für die einzelnen Sprachgebiete recht verschieden beantworten. Es ist noch nicht lange her, daß man die Sprachen der Polynesier für sehr ursprünglich hielt. Heute ist man vom Gegenteil überzeugt, nämlich, daß es abgeschliffene Reste eines früheren Reichtums sind. Man ist zur Zeit geneigt, manche der „Hamitensprachen“ Afrikas für abgeschliffene Semitensprachen zu halten. Ich bin da anderer Ansicht. Da in den Hamitensprachen Formen noch lebendig sind, die in den Semitensprachen als Rudimente erscheinen, halte ich mich für berechtigt, die Hamitensprachen für älter anzusehen. Es wird sich also in jedem einzelnen Fall fragen, ob die Ursprünglichkeit echt oder erworben ist. Es trägt das allerdings für die Forschung nicht sonderlich viel aus. Ob eine wildwachsende Pflanze in früherer Zeit einmal domestiziert gewesen ist, ob ein wild-

lebendes Tier von einem Haustier abstammt, wird kaum einen nennenswerten Unterschied von der Urform bewirken, wenn die Verwilderung nicht zu jung ist. Alle durch Kultur erworbenen Eigenschaften pflegen merkwürdig schnell zu verschwinden, wenn ein Organismus wieder in seine alten Lebensbedingungen versetzt ist und sich darin fortpflanzt. So werden wir das Wesen primitiver Sprachen auch da bis zu einem gewissen Grade studieren können, wo nicht eine natürliche, sondern eine erworbene Ursprünglichkeit vorliegt. Die psychologischen Vorbedingungen sind ja, wenn auch nicht gleich, so doch sehr ähnlich. Und darauf kommt es vor allem an. Denn es ist erschwerend für unsere Untersuchungen, daß das Objekt, das wir zu prüfen haben, zugleich auch das Mittel ist, mit dem wir denken und arbeiten — die Sprache. Unendlich vieles, was uns selbstverständlich erscheint, ist gar nicht selbstverständlich. Erst wenn wir sehen, daß es in primitiven Sprachen ganz oder teilweise fehlt, verstehen wir, daß wir es für selbstverständlich halten, weil wir es so gelernt haben. Jemand, der nur Kultursprachen kennt, kann gar nicht in dem Umfang von allerlei Formen des Denkens und Sprechens absehen, wie der, der primitive Sprachen studiert. Wir wollen z. B. bei einem Wort vor allem wissen, wie es betont wird, und ahnen nicht, wie schwer das festzustellen ist, und wie jung das ist, was wir „Betonung" nennen.[1] Wir fragen in einer unbekannten Sprache in Erinnerung an avoir und être zuerst nach „haben" und „sein" und merken dann erst, daß „haben" und „sein" nicht so einfache Dinge sind, wie wir dachten. Wir wollen ein Substantiv deklinieren: „der Vater, des Vaters, dem Vater, den Vater" und hören nun, daß andere Sprachen das Substantiv nicht verändern, sondern durch Veränderung des Verbum ausdrücken, was wir durch Deklination

1) Siehe den vierten Vortrag.

erreichen. Da wirft das Studium dieser Sprachen also unsere ganze grammatische Theorie über den Haufen, die im wesentlichen auf dem Lateinischen aufgebaut ist, und zwingt uns, einmal von allen herkömmlichen Formen abzusehen und an der Hand der Tatsachen die psychologischen Gesetze der menschlichen Sprache zu suchen.

Damit hätte das Studium primitiver Sprachen uns denn einen ganz außerordentlichen Dienst geleistet.

Noch zwei Einwände müssen wir erledigen, ehe wir dazu übergehen, uns den Tatbestand primitiver Sprachen anzusehen, wie er sich heute wirklich vorfindet. Man versichert uns, daß die Quellen für diese Forschungen wenig zuverlässig wären, und daß keinerlei Denkmäler aus alter Zeit uns in den Stand setzen, die Entwicklung der Sprachen historisch zu begreifen. Es ist ziemlich einfach, diesen beiden Einwürfen zu begegnen. Wer nur einen Blick in die vorhandene Literatur werfen will, der wird sich bald überzeugen, daß wir über das Lautsystem vieler primitiver Sprachen ungleich besser unterrichtet sind als z. B. über die Laute des Griechischen. Hier handelt es sich um eine lebende Sprache, deren Laute wir mit den Mitteln der experimentellen Phonetik völlig einwandfrei studieren und fixieren können, dort um eine tote Sprache, deren Lautsystem sich nur aus dem heutigen Griechisch und den Nachrichten aus alter Zeit mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit nachweisen läßt. Das hindert aber doch niemand, griechische Sprache zu studieren. Befremdlich ist nur, daß man die Nachrichten über lebende Sprachen für weniger zuverlässig hält als die für tote. Gewiß gehen uns manche unbefriedigende Nachrichten zu; aber wir dürfen hoffen, bald Besseres zu erfahren, wenn die Sprache lebendig ist. Bei einer toten Sprache wird man über einen gewissen Grad von Genauigkeit niemals hinauskommen. Man verwechselt leider nur zu oft Laute und Buch-

staben. Weil man die alten Literatursprachen in bestimmter Orthographie vor sich hat, meint man die Laute zu kennen; und doch ist es ja evident, daß auch in den Sprachen der alten Welt manche Schreibung noch rein konventionell festgehalten wurde, nachdem die Laute sich längst geändert hatten. Ich bin also im Gegenteil der Ansicht, daß der Linguist, der in primitiven Sprachen arbeitet, ein viel besseres und genaueres Material vor sich hat, als der Philologe. Er ist ja nicht angewiesen auf einen kleinen Ausschnitt aus der Sprache, der zufällig erhalten ist, sondern er kann die Sprache nach allen Seiten mit Muße durchforschen. Er braucht nicht Hypothesen aufzustellen, wie die Laute geklungen haben möchten, sondern er hört die Laute und kann dem Eingeborenen zusehen, wie er sie bildet; er kann Wortformen, die ihn interessieren, jederzeit erstehen lassen und braucht nicht monatelang die Literatur danach zu durchstöbern — er hat das Leben der Sprache vor sich, und der Philologe einen mehr oder weniger schattenhaften Abriß des Lebens. Wenn freilich ein moderner Sprachforscher primitive Sprachen nur nach dem Buch studieren wollte, ohne sie je gehört zu haben, verdiente er keine Aufmerksamkeit. Er überträgt die Methode der alten Philologie, die sie notgedrungen anwenden muß, auf das Studium moderner Sprachen, wo sie überflüssig und schädlich ist.

Wir haben heute aber wahrhaftig nicht nötig, so zu arbeiten. In allen großen Städten, vor allem in Hamburg, leben immer Menschen aus exotischen Rassen. Ich bin seit Jahren nicht mehr in Verlegenheit gewesen, woher ich neuen Forschungsstoff bekommen soll, ich bin immer nur in Verlegenheit um Mitarbeiter, die mir den übergroßen Reichtum bergen und bearbeiten helfen. Außerdem ist bei den heutigen Verkehrsmitteln eine Reise nach Afrika kein Ereignis mehr, und die Möglichkeit, primitive Sprachen an der Quelle zu studieren, ist also im weitesten Umfang gegeben.

Es ist also nicht so, daß wir nicht genügendes Material hätten, sondern es ist so, daß mancher es bequemer findet, mit Büchern und Buchstaben, als mit lebendigen Menschen und Lauten zu arbeiten. Ich bitte nun, mich nicht dahin mißzuverstehen, als wäre ich der Meinung, daß man jede primitive Sprache, in der man arbeitet, erst gehört haben müßte. Wenn sich das Ohr an die Auffassung unbekannter Laute gewöhnt hat, wenn der Forscher gelernt hat, nicht mehr am Buchstaben zu kleben, sondern phonetisch zu arbeiten, wird er imstande sein, auch unvollkommene Aufzeichnungen in fremder Sprache zu verwerten. Er wird sich fragen: Was kann mein Gewährsmann tatsächlich gehört haben, daß er dazu kam, so zu schreiben? Wenn mich nicht alles täuscht, wird diese Arbeit dem Studium alter Schriftsprachen zugute kommen. Da hat man auch eine unvollkommene Wiedergabe des Lautes vor sich und muß sich auch fragen: Was hat man gesprochen, daß man so schrieb? Wenn uns z. B. im Aegyptischen noch heute die Lesung der Vokale fehlt, so wird die Erforschung der noch lebenden Verwandten des alten Aegyptisch zu einer Rekonstruktion der alten Sprache sicher sehr wertvolle Beiträge liefern können. Will man in den toten Sprachen vollends Lautgesetze, Lautveränderungen verstehen, so muß man nicht nur die Buchstaben, sondern die Laute kennen. Denn der Versuch erscheint ungereimt, die Veränderungen eines Lautes zu verstehen, dessen eigentliches Wesen man nicht kennt. Laute lassen sich aber zunächst nur an lebenden Sprachen studieren und nicht an toten.

Die Einwände gegen die Zuverlässigkeit unseres Materials möchte ich also als unbegründet ablehnen, ich halte im Gegenteil das Material, das uns die lebenden Sprachen bieten, für ungleich zuverlässiger als das, das wir in toten Sprachen finden.

Der zweite Einwand scheint schwerer zu wiegen. Wir haben in der europäischen Wissenschaft mit Hilfe historischer

Forschungen unendliche Fortschritte gemacht. Es ergab sich, daß uralte Sprachdenkmäler uns erst das Verständnis moderner Wortformen erschlossen. Bei jedem Wort, das er erklären soll, greift also der geschulte Philologe nach den Wortformen der alten Zeit und leitet es davon nach bestimmten Gesetzen ab.

Bei primitiven Sprachen scheint das ausgeschlossen zu sein. Keine Nachricht aus uralter Zeit, keine Inschriften, keine Handschriften sind uns aufbehalten, wir stehen nur vor den Sprachen von heute. Wie soll man nun arbeiten nach historischer Methode, wie die Gesetze der Entwicklung oder Degeneration aufspüren, wenn uns keine Nachricht von alter Zeit erzählt?

Man wird sich dem Gewicht dieses Einwandes nicht verschließen können. Ich könnte freilich dem gegenüber darauf aufmerksam machen, daß z. B. zu den Sprachen Afrikas das Aegyptische, das Nubische, das Libysche gehört, Sprachen, in denen uns Wortformen aus alter z. T. uralter Zeit vorliegen. Manche schriftlose Sprache Afrikas bewahrt heute noch mit den genannten verwandte Formen. Da hätte man also ein Mittel, ganz im Sinn der historischen Schule zu arbeiten. Aber ich will das einmal beiseite stellen und auf einen andern sehr schwerwiegenden Gegengrund aufmerksam machen. Wir haben uns bereits überzeugt, daß Stadtkultur und die Schrift rapide die Abschleifung einer Sprache bewirken. Die von der Schrift aufgezeichneten Formen sind also durchaus nicht immer die ursprünglichen, sondern sie werden oft genug bereits stark abgeschliffen sein. So kann es kommen, daß die Sprache des Nomaden jahrhundertelang alte Formen bewahrt, die der Städter längst aufgegeben hat. Bekanntlich ist ja das Arabisch, das heute von den Beduinen gesprochen wird, unendlich ursprünglicher als das Hebräisch, das in den Büchern Mosis enthalten ist. Wer, ohne den Sachverhalt zu kennen, diese beiden Sprachformen nebenein-

ander hält, wird mit Sicherheit das moderne Arabisch für die uralte und das alte Hebräisch für die moderne Sprache halten. Ich gebe zu, daß wir das Hebräisch wahrscheinlich nur in einer sehr späten Redaktion kennen, aber auch das ändert nichts an der Tatsache, daß die sprachgeschichtlich ältere Form zeitgeschichtlich die jüngere ist. Das spricht dafür, daß wir in primitiven Sprachen eben tatsächlich sehr alte Sprachen vor uns haben, unendlich älter als Griechisch und Sanskrit.

Jede historische Sprachwissenschaft ist ja zu der Hypothese genötigt, daß vor der letzten bekannten Stufe der Entwicklung eine noch einfachere vorgelegen hat, und man sah sich genötigt, z. B. die indogermanische Ursprache zu rekonstruieren. Je weiter man sich aber von den beglaubigten historischen Zeugnissen entfernt, desto mehr ist man auf seine Phantasie angewiesen, und man wird deshalb alle solche Konstruktionen mit großer Vorsicht vornehmen.

In den primitiven Sprachen, mit denen wir zu tun haben, liegt das anders. Hier haben wir keine Hypothese vor uns, sondern schlichte Wirklichkeit, und können also eine Stufe der Sprachgeschichte untersuchen, die viel altertümlicher ist als die ältesten Schriftsprachen, mit Ausnahme vielleicht des Chinesischen. Wir werden dadurch in der Lage sein, der historischen Sprachforschung zuverlässige Analogien zu bieten für die Rekonstruktion der primitiven Formen, aus denen die Kultursprachen entstanden sind.

Also auch hier scheint mir der Vorzug auf seiten der primitiven Sprachen zu liegen.

Aber noch eins möchte ich für die Möglichkeit, auch in primitiven Sprachen wissenschaftlich zu arbeiten, anführen. So wichtig für die historische Forschung, die Vergleichung des zeitlich Geschiedenen ist, so ist das doch nicht die einzige Methode sorgsamer Forschung. Die Naturwissenschaft arbeitet zumeist mit der Vergleichung räumlich

verschiedener Vorgänge und hat so ihre Gesetze gefunden. Dasselbe kann der Linguist tun. Die Sprachen primitiver Menschen werden meist nur von wenigen Individuen verstanden, niemals von vielen Millionen wie die Kultursprachen. Je geringer die Zahl der Individuen ist, die eine Sprache sprechen, desto größer ist die Zahl der Sprachen. Wir haben es hier also nicht nur mit einigen Dutzenden, sondern mit Hunderten von Sprachen zu tun und damit ein Vergleichsmaterial, wie es größer gar nicht gewünscht werden kann. Kein historischer Sprachforscher gebietet über solchen Reichtum. Wie nun der Naturforscher aus dem Nebeneinander ähnlicher Formen ihre Entwicklungsgeschichte aufbaut, so werden wir aus dem Nebeneinander der Sprachen und Dialekte die Sprachgeschichte aufbauen und dabei in der glücklichen Lage sein, daß wir unsere Konstruktionen am lebenden Objekte immer wieder auf ihre Richtigkeit prüfen können. Das wird uns dann eine Sicherheit in der Methode geben, die wiederum der historischen Sprachforschung ergänzend und erklärend zur Seite tritt. Ich denke hier besonders an die Gesetze der Lautverschiebung, die z. B. in Afrika viel reicher sind als in Europa.

Wenn ich nun aus meiner Beschäftigung mit primitiven Sprachen auf die im Anfang geäußerten Bedenken antworten soll, so kann ich zunächst versichern, daß es eine Sprache, die nur in unartikulierten Lauten besteht, nicht gibt. Gewiß, wir lernen in afrikanischen Sprachen eine Reihe von Lauten kennen, die dem Deutschen fehlen. Aber das gleiche Schicksal trifft uns, wenn wir Englisch, Französisch oder Russisch lernen wollen. Eine Reihe von Lauten erscheinen dem Ohr des Europäers sehr fremd und barbarisch, aber auch das Arabische hat Laute, deren Natur sehr schwer zu identifizieren ist, so schwer, daß auch eine ganze Anzahl Arabisten von Fach darauf verzichtet, diese Laute zu sprechen. Etwas Tierisches, Affenähnliches hat keine menschliche

Sprache, alles, was darüber gefabelt wird, ist nur auf ein sensationslüsternes Publikum berechnet. Ueber die Schnalzlaute der Buschleute und Hottentotten ist viel geschrieben und gefabelt, sie sind ebensowenig tierisch, wie der deutsche Schnalzlaut, den man als Ausruf des Bedauerns von gebildeten Europäern oft genug zu hören bekommt.

Wenn man von der Grammatik afrikanischer Sprachen spricht, begegnet man oft ungläubigem Staunen. Man wendet ein: Aber da gibt es doch keine Grammatik! Wenn damit gesagt sein soll, daß die Grammatik noch nicht geschrieben ist, so ist das für viele Sprachen richtig. Wir verstehen aber hier unter Grammatik natürlich nicht ein Buch mit Regeln, sondern die Gesetze, die in der Sprache selbst liegen. Die Gesetze sind da; denn sonst könnte man sich nicht verständlich ausdrücken. Aber man muß sie erst aus den Texten heraussuchen. Oft genug höre ich, daß das nicht so sehr schwer sein kann; denn die Sprachen wären ja auf einer sehr einfachen Stufe der Entwicklung. Man übersieht dabei, daß eine primitive Stufe durchaus nicht immer einfach ist. Im Gegenteil. Die Tendenz der Sprachentwicklung geht dahin, bei fortschreitender Kultur schwerfällige Bildungen abzustoßen und kleinliche Unterscheidungen zu beseitigen. Es ist nicht so, daß der Kulturmensch akkurat spricht und der Primitive sorglos, sondern umgekehrt. Der Kulturmensch vernachlässigt eine Fülle von Dingen, um nur auf einige, ihm wichtige Worte den Ton zu legen. Der Primitive sagt mit ermüdender Sorgfalt alles, wie es gewesen ist oder sein soll. Unter den Sprachen Europas ist die formenreichste das Litauische, das nur von Bauern gesprochen wird. Aber auch das reicht nicht entfernt heran an die Formenfülle, wie sie sich bei den Bantusprachen in Zentral- und Südafrika findet. Die Mannigfaltigkeit der Pluralbildung, der Genitivbildung, der Konjugation, der Pronomina, der Ortsbezeichnung

ist so groß, daß auch ein beherzter Mann davor den Mut verlieren kann.

Auch die Wörterbücher sind ja nicht so dürftig, wie man es sich vorstellt. Jede Palmenart, jede Antilope, jede Art von Körben oder Matten hat natürlich ihren besonderen Namen; ja die Kokosnuß führt verschiedene Namen in den verschiedenen Stufen der Reife. Wir sind gewöhnt, von dem Zeitwort „gehen" alle weiteren Formen abzuleiten: ich gehe hinein, ich gehe hinaus, ich gehe hinauf, ich gehe hinunter, ich gehe hinüber, ich gehe zurück. Alles das sind dort verschiedene Zeitwörter, die einzeln gelernt sein wollen.

Es gehört zum Wesen der Kultursprache, Begriffe zu schaffen, die ganze Gruppen von Einzelbegriffen zusammenfassen, der Kulturmensch muß so viel und so vielerlei lernen, daß er oft genug das einzelne nicht beachtet, ja oft nicht kennt. Wie viele Städter sind froh, wenn sie wissen, ob sie ein Getreidefeld oder eine Wiese vor sich haben; aber ob das Getreide nun Roggen oder Gerste ist, das sehen sie nicht — und nun gar anzugeben, ob es Winterroggen oder Sommerroggen ist, große oder kleine Gerste, dazu sind sie nicht imstande. Ganz anders der Mensch, der mit der Natur lebt. Er kennt eine Fülle von Unterschieden, die uns entgehen, und er hat deshalb in mancher Hinsicht einen reicheren Wortschatz als wir.

Eine eigentliche Literatur kann es bei schriftlosen Völkern nicht geben, da ihnen ja die Schrift fehlt. Aber unabhängig von der Schrift haben die primitiven Menschen einen gewissen Schatz von geistigen Erzeugnissen. Die Zahl der Märchen und Fabeln ist in Afrika sehr groß, der Reichtum an treffenden Sprichwörtern einzigartig, auch Lieder, Mythen, Zaubersprüche, Sagen finden sich, und das alles lebt im Volksmunde ohne Schrift. Bekanntlich ist es eine alte Streitfrage, in welchem Umfang

und wie lange dergleichen Dinge sich von Mund zu Mund fortpflanzen — alle theoretischen Erwägungen können auch hier an dem Tatbestand geprüft werden. Wir werden ferner in den Stand gesetzt, zu untersuchen, in welchem Umfange diese Dinge aus allgemeinem psychologischem Bedürfnis immer wieder entstehen. Die so gewonnene Erkenntnis wird sehr nützlich sein, wo es sich um die Frage handelt, wie man sich den Ursprung der ältesten Literatur irgend eines Volkes zu denken hat. Und gerade hier ist ja der Nutzen dieser Forschungen für die Praxis und für andere Wissenschaften[1]) evident. Aus seinen Märchen und Fabeln, seinen Sprüchen und Liedern kann man die Psyche eines Volkes studieren, was für jeden, der mit dem Volk zu tun hat, von höchstem Wert ist. Vor allem kann man aus seinen Gebräuchen und Sitten seine Rechtsanschauungen kennen lernen — für den Kolonialbeamten von unschätzbarer Bedeutung. Der Religionsforscher, der die religiösen Vorstellungen der Primitiven studiert, erhält auf diese Weise das Material, das er nötiger braucht, als allerlei Kultusgegenstände, deren Gebrauch ihm nicht bekannt ist. Der Ethnograph erhält so die Erklärung für allerlei Dinge, die als unverstandene Seltsamkeiten in den Museen sich vorfinden. Kurz, die Bedeutung dieser ungeschriebenen Literatur ist größer, als es auf den ersten Blick scheint.

Jene Neigung, auf primitive Formen der Sprache herabzusehen als auf ein Objekt, das der Forschung nicht wert ist, entstammt doch im letzten Grunde der hinter uns liegenden Zeit der Romantik. Die Romantik hat uns den außerordentlichen Dienst geleistet, Begeisterung für unsere große Vergangenheit zu erwecken und hat so wesentlich beigetragen zum Wiederaufbau des Deutschen Reiches und dem Wiedererstehen der alten Hansaherrlichkeit. Sie hat uns Sprachforscher zurückgeführt an der

1) Siehe den siebenten Vortrag.

Hand der Geschichte zu ursprünglicheren und reineren Formen unserer eigenen Sprache und hat uns unsere Muttersprache besser verstehen gelehrt. Aber wir dürfen über all diesem Bedeutsamen und Großen, das mit der Romantik zusammenhängt, nicht übersehen, daß die historische Methode und die Verehrung vergangener Zeiten dazu führen kann, daß man die lebendige Wirklichkeit und die Zukunft darüber vergißt. Das Bewußtsein des Epigonentums hat etwas Lähmendes, besonders für die Jugend. Sie möchte vorwärts und nicht rückwärts schauen. Und nun locken hier in Hamburg die Schiffe und die weite See den Blick hinaus zu fernen Küsten. Wer kann da noch beständig das Auge rückwärts wenden? Es gilt ja auch jetzt nicht mehr, das Kaisertum aufzurichten, sondern es gilt, die Aufgaben anzugreifen, die uns jenseit des Meeres winken. Weltwirtschaft, Welthandel, Weltmacht sind die bewegenden Kräfte von heute. Da kann auch die Sprachwissenschaft nicht mehr am Alten kleben bleiben, sondern sie muß mit den in historischer Schulung gestählten Kräften sich an die Sprachen der ganzen Welt machen, an die Sprachen der großen Kulturnationen des fernen Ostens wie an die Sprachen Afrikas und der Südsee. Sie müssen von europäischer Erkenntnis durchdrungen, mit europäischem Geist erfüllt, Träger europäischer Gedanken werden, damit deutsche Tatkraft und Intelligenz an der Hebung und Erschließung ferner Welten den ihr gebührenden Anteil haben. Und darum studiert man primitive Sprachen.



2. Überblick über die Sprachen und Sprachfamilien in Afrika.[1])

Die Sprachvergleichung ist keine populäre Wissenschaft. Der Zweck ihrer Untersuchungen leuchtet dem Nichtfachmann nicht ein, ihre Methode erscheint ihm willkürlich und ihre Resultate sehr unsicher. Es ist ja auch nicht zu leugnen, daß gerade in dieser Wissenschaft Gelegenheit genug zu Irrtümern vorhanden ist, und daß nicht alle Mitarbeiter über einwandfreie Methoden verfügen. Indessen sind doch eine ganze Reihe von Ergebnissen so zuverlässig, daß man sie auch praktisch verwerten kann. Wenn ich z. B. eine neue Sprache aus bereits bekanntem Sprachgebiet zu lernen habe, pflege ich mir viele Vokabeln zu konstruieren auf Grund der mir bekannten Gesetze. Dabei stellt sich bei mancher Konstruktion dann heraus, daß die Wirklichkeit anders ist; aber in einer sehr großen Anzahl von Fällen ist das Wort in der Form, wie ich es konstruiert habe, tatsächlich auch vorhanden, was mir oft genug die Verwunderung von Farbigen und Weißen eingetragen hat. Ja, ich habe das Glück gehabt, daß ein von mir hypothetisch aufgestellter Laut sich tatsächlich vorfand, und

1) Vergl. hierzu die Karte.

zwar genau in der von mir beschriebenen Artikulation.[1]) Das sind so kleine Glücksfälle, die dem ferner Stehenden nützlich sind, um ihm Vertrauen zu der Methode zu erwecken. Ich nenne es absichtlich „Glück"; denn es ist lediglich ein Zufall, daß der betreffende Laut heute noch gesprochen wird, es konnte ebenso gut sein, daß er überall verändert oder verloren war. Deshalb würde die Konstruktion doch richtig gewesen sein, die völlig unabhängig von dem tatsächlichen Vorkommen des Lautes angestellt war.

Es liegt also nicht so, daß die Sprachvergleichung nur mit willkürlichen Zusammenstellungen zu schaffen hätte ohne jede praktische Bedeutung, sondern im Gegenteil, die Sprachvergleichung sucht Gesetze, sie sucht das Leben und Werden der Sprache gesetzmäßig zu begreifen.

Damit ist aber schon gesagt, daß es nicht ihre Aufgabe sein kann, nur die Vokabeln einer Sprache mit der andern zu vergleichen. Wenn irgend jemand z. B. die Worte Post, Telegraph, Dynamit, Papier durch die Sprachen Europas verfolgt, so wird er ja eine erfreuliche Uebereinstimmung finden. Aber diese Uebereinstimmung ist ein Ergebnis ohne sonderliche Bedeutung; es folgt nichts daraus, als daß eben alle die angeführten Sprachen dasselbe Wort angenommen haben. Aehnliche Studien kann man auch in Afrika machen. Ueberall, wo die arabische Kultur mit Afrikanern in Berührung kommt, pflegt man das Gewehr bunduki und den weißen Mann nasala oder ähnlich zu nennen. Das ist nützlich zu wissen, wenn es sich um eine Feststellung darüber handelt, wie weit der arabische Einfluß reicht — aber für die Vergleichung der Sprachen trägt es nichts aus. Noch weniger Zweck hat es, wenn jemand sich damit unterhält, die

1) C. Meinhof, Grundriß einer Lautlehre der Bantusprachen. Berlin. D. Reimer. 1910. S. 28. Note.

Gleichklänge irgendwelcher europäischer oder afrikanischer oder semitischer Worte zusammenzustellen. Es ist völlig verlorene Zeit und Mühe, wenn er nicht Gesetze findet, und es heißt die Sache am verkehrten Ende angreifen, wenn man so arbeitet. Ich möchte diese Methode vergleichen mit der eines Botanikers, der die Pflanzen nach der Farbe ihrer Blüten oder nach der Größe ihrer Blätter ordnet. Das mag ästhetisch interessant sein, wissenschaftlich kommt dabei in der Regel nichts heraus.

Wir alle haben bemerkt, daß die Sprache alte Formen aufgibt — wir sprechen nicht mehr so wie unsere Großväter — und neue bildet. Jedes Jahr bringt uns neue Worte und neue Wendungen. Die Sprache ist eben ein Organismus, und zwar ein lebendiger Organismus, der nicht auf einmal entstand und fix und fertig da war, sondern der entsteht und vergeht, wie alles Lebendige den ewigen Gesetzen des Werdens unterworfen ist.

Dieser Organismus hat die Fähigkeit, sich fortzupflanzen und zu sterben. Wir haben vorigesmal schon von toten und lebenden Sprachen geredet. Der Fall der Entstehung neuer Sprachen aus einer gemeinsamen Quelle ist im hellen Licht der Geschichte vor sich gegangen, als z. B. die Sprache Roms, das Lateinische, die Tochtersprachen hervorbrachte, die wir die romanischen nennen: das Italienische, Spanische, Portugiesische, Provençalische, Französische, Romanische, Ladinische, Rumänische. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Sprachen früher nicht vorhanden waren, und daß sie aus dem Lateinischen entstanden sind. Das Bild der leiblichen Abstammung ist damit gerechtfertigt. Wie man nun Menschen verwandt nennt, die von demselben Menschen abstammen, so nennt man Sprachen verwandt, die von einer gemeinsamen Ursprache herkommen. Im angeführten Falle ist die gemeinsame Ursprache, das Lateinische, uns bekannt. Wenn sie uns nicht bekannt wäre, würden wir doch die romanischen Spra-

chen als verwandt bezeichnen, weil ihre Aehnlichkeiten überaus groß sind. Wir müßten dann die Ursprache für sie erst konstruieren. Wenden wir das auf Afrika an. Ueberall, wo wir nicht nur gelegentliche, sondern weitgehende Uebereinstimmung zwischen den Sprachen Afrikas finden, haben wir die Pflicht, zu untersuchen, ob hier nicht Verwandtschaft vorliegt. Lassen diese Aehnlichkeiten sich gesetzmäßig beweisen, so ist die Verwandtschaft als festgestellt anzusehen, und wir werden versuchen, die Sprachen auf eine gemeinsame hypothetische Grundform zurückzuführen. Dabei darf man aber ein Moment nicht außer acht lassen, das die ganzen Gesetze durchkreuzen kann, das ist der Einfluß nicht verwandter Sprachen. Die romanischen Sprachen sind nicht durchweg einfach in gerader Linie aus dem Lateinischen entstanden, sondern keltische, germanische, slavische, arabische Sprache hat auf sie eingewirkt und ihren Lautbestand, ihren Wortschatz und ihre Grammatik beeinflußt. Auch diese Vorgänge lassen sich in Europa historisch feststellen, da wir nicht nur die Grundsprache, das Lateinische, sondern zugleich auch alle diese störenden Einflüsse genau nachweisen können. Anders in Afrika. Die arabische Einwirkung auf die Sprachen Afrikas habe ich schon erwähnt. Sie läßt sich verhältnismäßig einfach konstatieren. Aber nicht überall liegt die Sache so klar, und es hat langer und mühsamer Untersuchungen bedurft, um die Zusammenhänge zu finden, und in manchem Fall stehen wir hier noch vor offenen wissenschaftlichen Fragen.

Wenn ich von Gesetzen gesprochen habe, so ist das nicht zu verstehen im Sinne eines chemischen oder physikalischen Prozesses, sondern im Sinne einer Regel, wie sie sich bei geistigen Vorgängen aufstellen läßt, die aber nicht notwendig allgemein gültig ist. Ich bin besonders durch den Germanisten O. Bremer[1]) darauf aufmerksam gemacht, daß Veränderungen in der Sprache

1) O. Bremer, Deutsche Phonetik. Leipzig, 1893.

in der Regel an einem bestimmten Punkt beginnen und von da aus erobernd vordringen, daß man aber in sehr vielen Fällen feste Grenzen nicht angeben kann. So wird z. B. im Deutschen vor einem Deminutivsuffix der Stammvokal umgelautet, man sagt „das Häuschen", „das Männchen", „das Gänschen". Der West- und Ostpreuße unterläßt den Umlaut und sagt „das Hauschen", „das Mannchen", „das Ganschen". Ich bin als Pommer gewöhnt, zwischen beiden zu wählen und z. B. zu sagen „Väterchen" mit Umlaut, aber „Mutterchen" ohne Umlaut. So geht es beim lebendigen Werden der Sprache zu. Aus dem allen ergibt sich nun, wie ein Sprachvergleicher zu arbeiten hat. Er muß nicht mit dem Vergleichen von Vokabeln anfangen, das können Lehnwörter sein, die nichts beweisen, oder zufällige Gleichklänge, sondern er muß den allgemeinen Bau der Sprachen vergleichen. Ist dieser Bau übereinstimmend, so kann er die spezielle Grammatik vergleichen. Findet er hier keine Uebereinstimmung, so wird man nur von Verwandtschaft in sehr allgemeinem Sinne reden können. Ist die Uebereinstimmung aber vorhanden, so darf man nun dazu übergehen, zunächst die Bildungselemente der Grammatik nebeneinanderzustellen. Wenn diese nicht nur identische oder ähnliche Funktion, sondern auch ähnlichen oder identischen Lautbestand haben, so kann man mit Nutzen auch die Vergleichung der Stämme versuchen, die den Worten zugrunde liegen. Denn das sollte sich von selbst verstehen, daß man nicht einfach Worte der einen Sprache mit Worten der anderen vergleichen kann. Man muß diese Worte aller zufälligen Vor- und Nachsilben entkleiden und sie auf ihre einfachste erreichbare Form bringen. Stimmen nun solche Stämme in größerer Zahl in beiden Sprachen auch überein, so darf die Verwandtschaft als endgültig erwiesen angesehen werden.

Der Versuch einer Zusammenfassung vieler Sprachen in

eine große Gruppe auf Grund der Sprachvergleichung ist zunächst in Südafrika gemacht worden. Dort erkannte der deutsche Zoologe Lichtenstein, der Begründer des Zoologischen Gartens zu Berlin, geboren am 10. Januar 1780 zu Hamburg, daß eine Reihe von Sprachen gewisse höchst auffallende Eigentümlichkeiten hatten, sie unterschieden die Substantiva durch Präfixe. Er sah, daß nicht nur die Methode der Präfixbildung ihnen gemeinsam war, sondern daß diese Präfixe selbst auch identisch zu sein schienen.

Mit dieser Entdeckung war der Grund gelegt für die Erforschung der Bantusprachen, die im vergangenen Jahrhundert den breitesten Raum in der Entwicklung der afrikanischen Linguistik einnimmt. Es stellte sich im Fortgang der Untersuchung heraus, daß das Gebiet viel größer war, als Lichtenstein annahm. Von den Grenzen des Sprachgebiets der Buschleute und Hottentotten reicht es im Westen und Osten des Kontinents bis über den Aequator hinaus und stellt eine riesige zusammenhängende Gruppe von nahe verwandten Sprachen dar, in die nur dürftige Reste von Pygmäen- und Buschmannsprachen oder im Osten und Süden von Hamiten- bez. Hottentottensprachen eingesprengt sind.

Nach einer Reihe von Einzelforschungen hat hier zuerst ein deutscher Gelehrter Dr. Bleek den Versuch einer zusammenfassenden Arbeit gemacht in seiner vergleichenden Grammatik der Bantusprachen, die 1869 in Kapstadt erschien.[1]) Das Werk ist unvollständig geblieben, da den eifrigen Forscher ein früher Tod abrief. Aber die Arbeit ist trotzdem von grundlegender Bedeutung für die Zukunft geworden. Bleek hat nicht nur den großen Umfang des Bantugebietes ziemlich vollständig bereits erkannt und die hervorstechendsten Typen der Bantusprachen behandelt, sondern er hat auch die Einheit der Grammatik am Nomen

1) W. H. J. Bleek, A comparative grammar of South African languages. London. Cape Town, 1869.

völlig einwandfrei dargetan und eine große Anzahl von Wortstämmen richtig durch eine Reihe von Sprachen verfolgt.

Bleeks Aufstellungen litten daran, daß unsere phonetische Erkenntnis damals noch nicht gefördert genug war für die schwierige Arbeit an afrikanischen Sprachen. Außerdem war das Material, das er vorfand, sehr verschiedenartig — von manchem seiner Vorarbeiter war glücklich, von andern weniger glücklich der Versuch gemacht, afrikanische Laute zu fixieren. Auf diese Weise konnte er nicht überall zur vollen Klarheit kommen. Bei den ungeheuren Entfernungen und den damals noch ganz primitiven Verkehrsmitteln konnte er auch nicht soviel Sprachen selbst hören, als das sich heute mit leichterer Mühe erreichen läßt. Bei alledem wird es nicht wundernehmen, daß wir hier und da an seinen Aufstellungen zu bessern haben, man wird sich vielmehr wundern, daß er so viel richtig gefunden und seinen Nachfolgern einen so guten Weg bereitet hat.

Neben vielen andern, die durch sorgfältige Einzelforschung hier den Weg zur besseren Erkenntnis gebahnt haben, und die fast ausschließlich evangelische Missionare sind, hat ein Mann in einer einzigartigen Weise das Problem in seiner Tiefe erfaßt, das war der Berliner Missionar Endemann. Aus dem bekannten Standard Alphabeth des Aegyptologen Lepsius[1]) schöpfte er zunächst die grundlegenden phonetischen Kenntnisse und ging dann mit unermüdlichem Eifer und Geduld an die Erforschung des Sotho, einer sehr weit verbreiteten Sprache in Transvaal, zu der auch die Dialekte der Betschuanen in der Oranje-Kolonie und der Eingeborenen von Basutholand gehören. Er fand durch seine sorgsame Lautbeobachtung Gesetze von einer solchen Klarheit und Zuverlässigkeit, daß damit eine Bantusprache nun lautlich und grammatisch völlig erfaßt war. Sein Buch ist ein wahres Meister-

1) London, 1863.

werk linguistischer Sorgfalt[1]), und jeder, der im Bantu etwas Ordentliches können will, muß heute noch bei Endemann in die Schule gehen. Wie schwach das Interesse für diese Studien in Deutschland noch war, als sein Buch erschien, kann man daraus sehen, daß es ihm nicht gelang, für sein Buch einen Verleger zu finden. Er mußte trotz des Interesses, das Lepsius an der Sache nahm, aus seinen eigenen, sehr bescheidenen Mitteln einen großen Teil der Druckkosten tragen. Irgendwelche Ehren hat diesem noch lebenden Forscher seine Arbeit auch nicht eingetragen, sondern eine Menge Widerwärtigkeiten. Sein Buch ist auch heute noch für die meisten zu hoch, da nur wenige so scharf und präzis denken können. Die Geistesarbeit, die dazu gehört, um sich in Endemanns Schule zu geben, ist nicht für jedermann, und so neigte man dazu, sein Buch abzulehnen und zu ignorieren und verschloß sich selbst damit den Weg zur bessern Erkenntnis. So hatte denn niemand auf Endemann weiter gebaut, und ich fand in mancher Hinsicht jungfräulichen Boden vor, als ich, ausgerüstet mit dem, was ich von Endemann gelernt hatte, an die Bearbeitung der inzwischen erschienenen umfangreichen Bantuliteratur ging. Mehr als 20 Jahre nach dem Erscheinen seines Buches konnte ich ihm den Nachweis erbringen, daß seine Theorien nicht nur für das Sotho zutrafen, sondern auch für die anderen Bantusprachen, die Endemann meist kaum dem Namen nach kannte. Damit war auf das schlagendste erwiesen, in welchem Umfang er in das Wesen der Sache eingedrungen war.

Endemann hat sich übrigens nicht etwa in Verdruß und Verbitterung von der undankbaren Menschheit abgewandt, sondern als echter deutscher Gelehrter hat er trotz widriger Verhältnisse ruhig weiter gearbeit und ist jetzt beschäftigt, die letzte Hand an sein großes Werk zu legen, das hoffentlich in Hamburg zum

1) Versuch einer Grammatik des Sotho. Berlin, 1876.

Druck kommen wird, und das die Grundlage der Lexikographie im Bantugebiet bleiben wird, das Wörterbuch der Sothosprache. Aber ich will über diesen Heroen der Bantuforschung andere verdiente Männer nicht vergessen.

Da ist vor allem zu nennen Missionar Hugo Hahn, der der Hererosprache zuerst eine Grammatik und ein Wörterbuch geschenkt hat[1]. Neben ihm nenne ich als Verfasser vortrefflicher Werke in Hererosprache die Missionare Brincker[2], Kolbe[3] und Viehe[4]. So wuchs die Zahl der in deutscher Sprache geschriebenen Bantugrammatiken. Brinckers großes Hererowörterbuch ist mit Unterstützung der Berliner Akademie der Wissenschaften herausgegeben, sein Lehrbuch des Kuanjama[5] und Viehes Lehrbuch des Herero vom Seminar für orientalische Sprachen zu Berlin. So begannen auch die Kreise der Wissenschaft in Deutschland für die Arbeit an den Bantusprachen Interesse zu gewinnen. In Ostafrika haben wir vor allem den englischen Missionsbischof Edward Steere in Zanzibar zu nennen. Als Otto Kersten mit seinem Hamburger Freund Ruete in Zanzibar weilte, da begann er mit Steere das Studium an der interessanten Suahelisprache, die heute als Handels- und Regierungssprache in Ostafrika einen so breiten Raum einnimmt. Vor ihm hatten die deutschen Missionare Krapf[6] und Rebmann[7], dieselben, denen wir die großen geographischen Entdeckungen in Ostafrika ver-

1) Grundzüge einer Grammatik des Herero. Berlin, 1857.

2) Wörterbuch des Otji-Herero. Leipzig, 1886.

3) An English-Herero dictionary. Cape Town, 1883.

4) Grammatik des Otji-Herero. Stuttgart und Berlin, 1897.

5) Lehrbuch des Oshi-Kuanjama. Stuttgart und Berlin, 1891.

6) Vocabulary of six East-African languages. Tübingen 1850; a dictionary of the Swahili language. London, 1882.

7) Krapf und Rebmann, A Nika-English dictionary ed. F. H. Sparshott. London, 1897.

danken, bereits begonnen, sich mit den dortigen Sprachen zu beschäftigen, und sie haben uns in ihren Büchern eine große Fülle wertvollen Stoffes hinterlassen. Der praktische Engländer hat zweierlei vor ihnen voraus. Er beobachtete die Laute besser als jene Schwaben, und er schuf handliche, äußerst brauchbare Bücher. Noch heute benutze ich Steeres Bücher[1]) mit Vorliebe. Steere war es auch, der zuerst anfing, Fabeln und Märchen aus dem Munde der Leute aufzuzeichnen. Damit bahnte er uns einen Weg zum Verständnis ostafrikanischen Volkstums, und ich empfehle seine Swahili-tales[2]), denen eine gute englische Uebersetzung beigegeben ist, jedem Freunde der Märchenliteratur. Steere hatte aber noch einen andern genialen Gedanken, der für die Folgezeit sehr wichtig gewesen ist. In Zanzibar blühte damals noch der Sklavenhandel, und Angehörige aller möglichen Inlandstämme wurden nach Zanzibar gebracht. Steere hat nicht nur getan, was er konnte, um den Sklavenhandel zu beseitigen — sein Grab in der Kathedrale in Zanzibar befindet sich an der Stelle, wo früher der Pfahl stand, an dem die Sklaven gepeitscht wurden — er hat aus diesem Handel sprachlich so viel Gutes gemacht wie möglich. Von den Angehörigen dieser Inlandstämme erfragte er ihre Sprache und gab uns so kleine Handbücher für das erste Erlernen des Yao[3]) Nyamwezi[4]), Schambala[5]), Konde[6]) in die Hand. Das hat späteren Reisenden, die in die Heimat jener Sklaven zogen, gute Dienste geleistet und leistet sie bis heute.

1) A handbook of the Swahili language. London, 1875.
2) London, 1891.
3) London, 1871.
4) London, 1882.
5) Zanzibar 1867, Magila 1905.
6) Zanzibar, 1876.

Unter denen, die nach Steere im Suaheli gearbeitet haben, ist besonders ein Mann zu nennen, der erst als Missionar in Südwestafrika lebte und auch über das Herero allerlei veröffentlicht hat, der dann aber als Lehrer des Suaheli am Seminar für orientalische Sprachen zu Berlin angestellt war, Dr. C. G. Büttner. Ihm verdanken wir Aufschlüsse über die Suaheliliteratur, wie sie in dieser Klarheit und in diesem Umfang nicht vorhanden gewesen waren. Ihm gelang es, die arabisch geschriebenen Suahelitexte nicht nur selbst zu lesen, sondern die Lesung auch systematisch zu lehren[1]). Das war damals eine sehr nötige Arbeit, da durchweg mit arabischer Schrift geschrieben wurde, und die deutsche Regierung erst allmählich das lateinische Alphabeth für die Suahelisprache eingeführt hat. Büttner fand aber weiter einen Weg, um die alten Suaheligedichte zu lesen, die in Ostafrika noch zu finden waren oder seiner Zeit von Krapf nach Europa gesandt waren und nun als ungehobene Schätze in der Bibliothek der deutschen morgenländischen Gesellschaft in Halle ruhten[2]).

Im Suaheli weicht nämlich die Sprache der Gedichte so stark von der Sprache der Prosa ab, daß die poetische Sprache erst mühsam gelernt werden muß. Uebrigens haben die Suaheli wie die Deutschen von den Arabern den Reim angenommen und verfassen ihre Heldengedichte in wohlgefügten Stanzen.

Noch einen Forscher muß ich nennen, der für das Suaheli hervorragende Verdienste hat, das ist W. E. Taylor, früher Missionar der C. M. S., der leider auch mit seinen ausgezeichneten phonetischen und stilistischen Studien so weit über seine Genossen hervorragte, daß seine Arbeit nicht anerkannt wurde. Und doch

1) Suaheli-Schriftstücke in arabischer Schrift. Stuttgart und Berlin, 1892.

2) Anthologie aus der Suaheli-Literatur. Berlin 1894.

hat er für das Suaheli einiges von dem geleistet, was wir Endemann für das Sotho verdanken. In seinen afrikanischen Aphorismen[1]), einer Sprüchwörtersammlung mit Erläuterungen, hat er uns ein vorzügliches Mittel zum Studium afrikanischen Volksgeistes an die Hand gegeben.

Neben diesen eigentlichen Begründern der Suaheliforschung gibt es nun eine umfangreiche Literatur von mehr oder weniger einsichtigen Literaten, die ich an dieser Stelle nicht alle nennen kann.

Ich kann auch nicht den Versuch machen, nun etwa alle einzelnen Bantusprachen aufzuzählen, deren es etwa 200 gibt, auch nicht die Geschichte ihrer Erforschung — man denke an die Zulu[2]) und die andern Kaffern[3]), an Uganda, an Kamerun — ich will nur noch einige besonders wichtige sprachliche Arbeiten herausgreifen.

Da ist z. B. Héli Chatelain zu nennen, der in Angola eine vortreffliche Grammatik des Mbundu[4]) schrieb und eine anmutige Märchensammlung[5]) zusammenstellte. Ihm verdanken wir die Lösung eines Problems, das jeden plagt, der eine Bantusprache lernen will, die Frage nach der Bedeutung der Ortsbezeichnungen. Es gibt ihrer eine so große Fülle, und es ist so schwer, dahinter zu kommen, wie sie gemeint sind. Seit Héli Chatelain kennen wir das Geheimnis.

Der Baptistenmissionar A. Saker in Kamerun hat zuerst angefangen, die Küstensprache unserer deutschen Kolonie, das Duala,

1) African Aphorisms. London, 1891.

2) J. L. Döhne, A Zulu-Kaffir dictionary. Cape Town, 1857.

3) A. Kropf, A Kaffir-English dictionary. Lovedale, 1899.

4) Grammatica elementar do Kimbundu ou lingua de Angola, Genebra 1889.

5) Folk-tales of Angola. Boston und New-York, 1894.

schriftlich zu fixieren[1]), dem Baptistenmissionar Bentley[2]) verdanken wir eine sehr umfangreiche Bearbeitung der Kongosprache.

Man könnte verwundert fragen: Aber sind es denn nur evangelische Missionare, die an diesen Sprachen gearbeitet haben? Nun, wir haben ja zu Anfang Lichtenstein und Bleek genannt, die keine Missionare waren, auch ich habe diese Sprachen studiert, ohne ein Missionar zu sein, und so gibt es noch einige Nichtmissionare die sich mit Bantusprachen beschäftigt haben. Besonders verdienen die Regierungslehrer in Ost und West genannt zu werden. Christaller verdanken wir eine gute Dualagrammatik[3]), Blank u. a. eine viel gelesene Suaheli-Zeitung[4]). Aber im allgemeinen steht die Sache so, daß wir ohne die Arbeit der evangelischen Mission nicht viel mehr hätten, als einige flüchtige Notizen von Reisenden.

Die Mitarbeit der katholischen Mission ist hier bescheiden. Die ältere katholische Mission der Portugiesen hat uns einige Bearbeitungen gebracht — ich nenne die der Kongosprache von Brusciotto und die des Mbundu von Cannecatim. Aber z. B. Brusciotto war vergessen, und erst den Bemühungen englischer Freunde der Afrikaner ist es gelungen, ihn wieder bekannt zu machen[5]).

Im Pongwe in Gabun, im Suaheli und den Sprachen von Portugiesisch-Ostafrika haben wir noch einige umfangreichere Arbeiten katholischer Missionare aus neuerer Zeit neben kleineren Arbeiten, die ich hier übergehe. Ein beachtenswertes Werk verdanken wir aber dem Jesuitenpater aus Portugiesisch-Ostafrika

1) Elements of grammar. Vocabulary. Kamerun 1855.

2) Dictionary and grammar of the Kongo language. London 1887.

3) Handbuch der Dualasprache. Basel 1892.

4) Kiongozi, erscheint in Tanga in Deutsch-Ostafrika.

5) Guinnes, grammar of the Congo language as spoken two hundred years ago translated from the latin of Brusciotto. London, 1882.

Torrend. Er schrieb in englischer Sprache eine vergleichende Grammatik der Bantusprachen[1]). Es sind mancherlei wertvolle Notizen in dem Buch enthalten; aber da die von Endemann eingeschlagene Methode exakter Lautbeobachtung nicht befolgt ist, kommt der Verfasser nicht zur völligen Klarheit. Manches ist richtig an seinen Vergleichungen, manches bedenklich, manches einfach falsch. Ich hoffe durch meine Lautlehre, die bald in zweiter Auflage erscheint, und durch meine vergleichende Grammatik[2]) eine bessere Grundlage für die Weiterforschung gefunden zu haben.

Ungleich länger und schwieriger war der Weg, um zur Zusammenfassung der nördlich vom Bantugebiet gesprochenen Sprachen zu kommen. Ich habe für diese Gruppe den Namen Sudansprachen vorgeschlagen und hoffe, daß er sich einbürgert. Nachdem ich angefangen hatte, in diesen Sprachen zu arbeiten, war ich bald davon überzeugt, daß eine Gemeinsamkeit im Bau sich finden lassen müsse. Aber von einer solchen Ueberzeugung, die zunächst unklar in der Phantasie aufsteigt, hier und da beleuchtet von blitzartig auftretenden Erkenntnissen, bis zur völligen Einsicht in das Wesen der Sache ist ein weiter Weg. Ich habe auf diesem Weg nur die ersten Schritte getan und die Arbeit dann dem berufensten Mann überlassen, den wir hierfür haben, dem früheren evangelischen Missionar der norddeutschen Mission D. Westermann, jetzigem Professor am Seminar für orientalische Sprachen zu Berlin. W. ist der sehr mühsame Nachweis gelungen, daß eine große Sprachengruppe sich von Oberguinea quer durch den Kontinent hindurchzieht, deren Spuren wir noch in

1) Comparative grammar of the South-African Bantu languages. 1891.

2) Grundzüge einer vergleichenden Grammatik der Bantusprachen. Berlin, 1906.

Abessynien und Nubien finden. Sein grundlegendes Werk hierfür ist im Manuskript fertig, aber noch nicht erschienen. Es wird hoffentlich das Werk sein, mit dem das Hamburgische Kolonialinstitut sich in der Welt der afrikanischen Linguistik einführt. W. hat seine Studien am Ewe in unserer deutschen Kolonie begonnen und hat hier nicht nur sehr feine Lautbeobachtungen angestellt, sondern er hat auch für die praktische Erlernung der Sprache die nötigen Hilfsmittel in Grammatik[1]) und Wörterbuch[2]) geschaffen. Im Ewe selbst hatte er ein vorzügliches Material in den Vorarbeiten seiner Kollegen, unter denen Missionar Spieth sich durch sein großes Sammelwerk „Die Ewestämme"[3]) in ganz besonderem Maße verdient gemacht hat. Dies Werk, das durchgehends mit deutscher Uebersetzung versehen ist, ist für jeden Beamten, Ethnographen, Religionsforscher in Togo von ganz unschätzbarem Wert.

In anderen Sprachen waren wichtige Vorarbeiten zur Hand. An erster Stelle ist hier der Missionar Christaller[4]) zu nennen, der durch seine Arbeiten über das Tschi, das an der Goldküste gesprochen wird, und seine sprachvergleichenden Versuche der nachfolgenden Forschung den Boden bereitet hat. Ich nenne noch die Arbeit von Missionar Koelle über das Vei[5]), die dadurch merkwürdig ist, daß man im Vei eine eigentümliche, von einem Neger erfundene Silbenschrift vorfand. Sie ist für die Frage nach der Entstehung der Schrift nicht ohne Interesse.

Auch hier hat der Sklavenhandel der Sprachwissenschaft dienen müssen. Die englische Kirchenmission schickte den ge-

---

1) Berlin, 1906.
2) Berlin, 1905.
3) Berlin, 1906.
4) A dictionary, English, Tshi (Asante), Akra. Basel, 1874.
5) Outlines of a grammar of the Vei language. London, 1854.

nannten Missionar Koelle, einen Deutschen, nach Sierra Leone, um dort unter den befreiten Sklaven die Sprachen aufzunehmen, die er vorfand. Er hat in 200 Sprachen Zahlworte und andere Worte, auch kleine Sätze aufgenommen und das so gewonnene Sprachgut in seiner Polyglotta africana[1]) herausgegeben. Er begnügte sich aber nicht mit der Aufzeichnung der Worte, sondern erfragte von seinen Gewährsmännern den Ort ihrer Geburt und die Reise von da zur Küste bis zu ihrer Verladung in einem Sklavenschiff. Diese Schilderungen sind von höchstem wissenschaftlichem Wert gewesen, weil wir durch sie in vielen Fällen die erste Kunde von Sprachen, Ländern, Städten und Flüssen erhalten haben. Ein großer Teil der Angaben sind heute verständlich und durch die nachfolgende Forschung bestätigt, anderes harrt noch der Erklärung. Natürlich haben sich Koelles Aufzeichnungen nicht auf das Sudangebiet beschränkt, da die Sklaven auch aus dem Bantugebiet, sogar aus Ostafrika stammten, aber sie waren für das Sudangebiet besonders wichtig und sind es noch. Außerdem verdanken wir ihm eine sehr ausführliche Kanuri-Grammatik[2]), die gründlicher ist als die Mitteilungen des Reisenden Barth[3]), obwohl Barth lange in Bornu weilte und Koelle niemals da war. Ich kann auch hier nicht alle Mitarbeiter nennen, aber einige muß ich doch hervorheben, so den aus dem französischen Krieg bekannten General Faid'herbe[4]), den englischen Bischof Crowther[5]), den ersten Neger, der mit dieser Würde

1) London, 1854.

2) Grammar of the Bornu or Kanuri language 1854.

3) H. Barth, Sammlung und Bearbeitung zentralafrikanischer Vokabularien. Gotha, 1862.

4) Langues sénégalaises. Paris, 1887.

5) A grammar and vocabulary of the Yoruba language 1852.

bekleidet ist, den Schotten Goldie[1]), den Professor Mitterrutzner[2]), der in Brixen einen durch die katholische Mission vom oberen Nil nach Europa gebrachten Dinkajungen nach seiner Sprache ausfragte und die Angaben zu einer sehr wertvollen Arbeit über das Dinka benutzte. Dann aber haben wir einige deutsche Gelehrte zu nennen, die an diesen Sprachen gearbeitet haben, Schweinfurth, Junker, den hochverdienten Berliner Professor Steinthal, der über die Mandenegersprachen ein vortreffliches Buch geschrieben hat[3]), den schon genannten Begründer des ägyptischen Museums zu Berlin, Lepsius, dessen Nubagrammatik viel gelesen ist[4]), besonders wegen der Einleitung, in der er den allerdings verfrühten Versuch macht, die ganzen Sprachen Afrikas zu klassifizieren. Am gründlichsten von allen Linguisten hat aber der noch lebende Wiener Aegyptologe Leo Reinisch gearbeitet, der außer dem Nuba[5]) noch mehrere andere Sprachen dieser Gruppe behandelt hat und schon den Bau der Sudansprachen als auf einsilbige Wurzeln zurückgehend ahnte[6]). Ich schätze seine Verdienste sehr hoch, wenn ich auch in bezug auf die Einteilung der Sprachen von ihm abweiche. Er glaubt nicht, daß zwischen den Sprachen der Sudanneger und denen der hellfarbigen nordafrikanischen Stämme ein durchschlagender Unterschied besteht.

Wir haben also auch hier bereits eine respektable wissenschaftliche Arbeit vor uns, die voraussichtlich durch die Erforschung des Altnubischen auch historische Bedeutung gewinnen wird.

1) Dictionary of the Efik language Edinburgh.

2) Die Dinkasprache. Brixen, 1866.

3) Berlin 1867.

4) Berlin, 1880.

5) Wien, 1879.

6) Einheitlicher Ursprung der Sprachen der alten Welt. Wien, 1873.

Eingesprengt in das Gebiet der Sudansprachen und der Bantusprachen sind nun aber die Sprachen jener kleinen Stämme, die meist als Jägervölker ein scheues Dasein führen, der Pygmäen. Die Vorarbeiten, die es dafür gibt, sind dürftig und unsicher. Ich habe mit Westermann gemeinsam Pygmäen vom Ituri sprachlich untersucht, und ihre Sprache gehört nach den erhaltenen Proben zweifellos zu den Sudansprachen. Es kann sein, daß das eine später erworbene Sprache ist, ich halte es aber nicht für ausgeschlossen, daß die Verwandtschaft ursprünglich ist und würde die Pygmäensprachen dann für die älteste uns erhaltene Sprachform in Afrika ansehen. Einige Pygmäenstämme in Ostafrika haben vielleicht in ihrer Sprache die seltsamen Schnalzlaute, die wir bei den Buschleuten Südafrikas wiederfinden. Vielleicht hängt das zusammen. Jedenfalls scheinen die Buschmannsprachen in Südafrika einen sehr ähnlichen Bau zu haben wie die Sudansprachen. Leider ist das Material immer noch sehr dürftig. Mission unter den Buschleuten hat es noch nicht gegeben, und sie ist eigentlich unausführbar. Die wenigen versprengten Leute, die sich auf Missionsstationen einfinden, verstehen natürlich die dort gesprochene Sprache. So hat kein Missionar bisher ein Bedürfnis gehabt, ihre Sprache zu lernen, und aus allgemeinem linguistischen Interesse ist leider keiner dem Problem nahegetreten. Der Oberarzt Werner im Tropenkrankenhaus zu Hamburg hat uns eine schöne Studie über die Buschleute geschenkt[1]). Auch das große Werk meines Kollegen Passarge[2]) beschäftigt sich mit ihnen. Aber die eingehendsten Untersuchungen[3]) hat der

1) H. Werner, Anthropologische, ethnologische und ethnographische Beobachtungen über die Heikum- und Kungbuschleute. Zeitschrift für Ethnologie. 1906. Heft 3. S. 241—268.

2) Die Buschmänner der Kalahari. Berlin, 1907.

3) A brief account of Bushman folk-lore. Cape Town. London. Leipzig, 1875.

schon genannte Dr. Bleek angestellt. Leider sind seine großen Manuskripte ungedruckt liegen geblieben, doch seine gelehrte Schwägerin Miß Lloyd hat einiges davon herausgegeben[1]) und wird hoffentlich noch viel veröffentlichen. Diese Dinge sind für Sprachwissenschaft und Anthropologie von unschätzbarem Wert.

Wenn ich Pygmäen und Buschleute für die ältesten Bewohner Afrikas halte, so sind wohl im Gegensatz dazu die Bewohner der Länder nördlich der Sahara die spätesten Einwanderer. Sie sind von den übrigen Afrikanern körperlich ganz verschieden. Sie haben kein Wollhaar, sondern lockiges Haar wie die Europäer und auch sonst Schädel- und Körperbildung mit Arabern und Europäern gemein — nach unserm alten populären Schema würden wir sagen: Sie gehören zur weißen, kaukasischen Rasse, wenn auch hier und da ihre Hautfarbe durch die Beimischung von Negerblut etwas dunkler geworden ist. Ich sagte, sie unterscheiden sich nicht wesentlich von Arabern und Europäern — ich meinte also Stämme, die tatsächlich in historischer Zeit nicht aus Asien oder Europa eingewandert sind. Wir wissen ja, daß im Altertum Phönizier, Römer und Griechen in Afrika eindrangen, daß später die Vandalen kamen, daß südarabische Stämme Abessynien besiedelten, und daß schließlich die Scharen Mohammeds von Arabien bis zu den Säulen des Herkules, ja nach Spanien vordrangen. So hat es Zeiten in Nordafrika gegeben, wo lateinische, griechische, vandalische Laute erklangen, bis semitische Sprache in Abessynien und schließlich in ganz Nordafrika Einzug hielt. Unter diesem Einfluß steht ein großer Teil Afrikas noch heute. In Abessynien haben sich eine Reihe semitischer Dialekte gebildet, die heute noch lebensvoll sind. Das Arabische hat in vielen Gegenden die Volkssprache verdrängt, in andern ist es selbst verändert durch die Volkssprache, natürlich im Sudan und

1) A short account of further Bushman material. London, 1889.

im Westen am meisten, und umgekehrt hat es durch seinen starken kulturellen und religiösen Einfluß den Wortschatz vieler afrikanischer Sprachen durchsetzt.

Aber abgesehen von diesen europäischen und semitischen Sprachen, gibt es eine große Anzahl von Sprachen, die in ihrem Bau den andern Sprachen der kaukasischen Rasse ähnlich sind, ohne doch einfach mit ihnen zusammenzufallen. Wenn das Aegyptische nicht eine stark veränderte Semitensprache ist, gehört es hierzu. In dieser Sprache redeten die Pharaonen, die die Pyramiden bauten, und deren Erlasse und Verordnungen die heutige Wissenschaft zu lesen versteht. Wie das Aegyptische seine eigene alte Schrift hat, so auch das Libysche. Da befinden wir uns also nicht mehr im Gebiet der schriftlosen Sprachen. Wir nennen diese ganze Gruppe Hamitensprachen zum Unterschied von den Semitensprachen; man muß dabei aber nicht an Neger denken, sondern an Leute, die höchstens etwas angenegert sind. Wir finden Sprachen dieser Gruppe im Westen bei den Berberstämmen Marokkos und seiner Nachbarländer. Sie sind besonders von dem Franzosen Basset[1]) und dem Leipziger Professor Stumme[2]) bearbeitet. Im Osten hat Leo Reinisch den Löwenanteil gehabt an der reichen Arbeit. Die Zahl seiner Monographien über diese Sprachen ist sehr groß, am schönsten sind seine Arbeiten über das Somali[3]). Das Galla hat in dem Bayern Tutschek einen Freund gefunden, der mit einem nach Europa gebrachten Galla die Sprache bearbeitete[4]). Von den weiter südlich lebenden Stämmen, die eine stärkere Beimischung von Negerblut haben, nenne ich die untereinander verwandten

1) Zum Beispiel Nouveaux contes berbères. Paris, 1897.
2) Handbuch des Schilhischen von Tazerwalt. 1899.
3) Die Somalisprache. Wien, 1900—1903.
4) Lexikon der Gallasprache. München, 1845.

Bari, Nandi und Masai. Von den letzteren sprach eine Zeitlang alle Welt, als Merker ihren Zusammenhang mit den Semiten entdeckt zu haben glaubte[1]). Die südlichsten Hamitensprachen werden in Deutsch-Ostafrika in dem abflußlosen Gebiet gesprochen. Hier treffen wir sie seltsam verändert durch die wahrscheinlich von Pygmäen entlehnten Schnalzlaute. Die Sache ist noch sehr dunkel und bedarf weiterer Aufklärung. Wenn die aufgestellte Hypothese sich bestätigt, so haben wir aber hier ein starkes Argument mehr für die Richtigkeit einer alten Behauptung von Lepsius, die ich für zutreffend halte, daß nämlich die Hottentotten in Südafrika mit den Hamiten stammverwandt sind und nur durch Vermischung mit den Buschleuten die seltsamen Schnalze aufgenommen haben. Unsere Kenntnis der Hottentottendialekte ist sehr verschiedenartig. Kein geringerer als der Philosoph Leibniz hat sich mit dem inzwischen ausgestorbenen Kaphottentottisch beschäftigt. Ueber die Dialekte der Griqua und Korana haben wir sehr karge und unzuverlässige Nachrichten. Ueber das Nama in Deutsch-Südwestafrika sind wir einigermaßen orientiert. Hier verdient zunächst Missionar Krönlein genannt zu werden, der den Grund legte durch sein Werk „Der Sprachschatz der Khoikhoin"[2]), dem die deutsche Kolonialgesellschaft zur Drucklegung verholfen hat. Unter den neueren ist der Jenenser Zoologe Leonhard Schultze zu nennen, der ein ganz ausgezeichnetes Sammelwerk über das Nama uns geschenkt hat[3]). Westermann und ich haben gemeinsam eine Darstellung der Sprache versucht, die kürzlich in Berlin erschienen ist[4]). Die einzige wertvolle vergleichende Arbeit

1) Die Masai. Berlin 1904. 2. Auflage. 1910.

2) Berlin, 1889.

3) Aus Namaland und Kalahari. Jena, 1907.

4) Lehrbücher des Seminars für orientalische Sprachen. Band 23. Berlin 1909.

für die Hottentottensprachen stammt von dem vielgenannten Bleek[1]).

Nach diesem Ausflug in den Süden des Kontinents müssen wir uns noch einmal zum Norden wenden, um zwei Sprachen zu nennen, die für den Handel, die Kolonialverwaltung und die Wissenschaft von hohem Interesse sind. Das eine ist das Hausa, die Handels- und Verkehrssprache im westlichen Sudan, das andere das Ful. Beide Sprachen sind wiederholt von Missionaren und anderen[2]) bearbeitet, das Ful zuletzt von Westermann[3]). Dieses Ful bildet vielleicht die Brücke von den Hamitensprachen zu den Bantusprachen und ist deshalb für den Sprachvergleicher besonders wichtig. Ich glaube aber, daß es für das Verständnis der Hamitensprachen seine besondere Bedeutung hat, und daß die allgemeine Sprachwissenschaft dieser Sprache noch bedeutende Aufklärungen über allgemeine sprachliche Gesichtspunkte verdanken wird. Dem großen Wiener Linguisten Friedrich Müller war der Zusammenhang des Ful mit den Hamitensprachen noch nicht klar, den wir heute erkannt haben, besonders an der Hand von Schleichers Somalistudien. So kam es, daß F. Müller glaubte, eine besondere Nuba-Fulagruppe aufstellen zu müssen[4]). Diese Gruppe löst sich heute auf. Das Nubische gehört mit seinen Verwandten zu den Sudansprachen, das Ful und die ihm nahestehenden Idiome zu den Hamitensprachen. Die nach Müllers Gedanken aufgestellten Karten sind demnach zu berichtigen.

Wo eine solche Fülle von verschiedenen Sprachgruppen

---

1) A comparative grammar of South Afric. languages. London 1869.

2) In deutscher Sprache besonders von Mischlich.

3) Handbuch der Ful-Sprache. Berlin, 1909.

4) Grundriß der Sprachwissenschaft. Wien, 1877.

vorliegt, fehlt es natürlich nicht an allerlei Mischformen, und es ist völlig unmöglich, sie auch nur annähernd im Rahmen dieses Vortrages zu schildern. Es fehlt natürlich auch nicht an fremdländischem Einfluß. Das Lehngut aus dem Arabischen haben wir schon genannt, persische und allerlei indische Worte sind auch eingedrungen. Madagaskar ist von Malaien kolonisiert, und es ist wohl möglich, daß die Linguisten auch in Ostafrika noch einmal malaiischen Einfluß nachweisen, wie die Ethnographen es getan haben. — Schließlich sind dann noch die Europäer gekommen und haben ihre Sprachen mitgebracht.

Welches Volk hat nun für die Erforschung der afrikanischen Sprachen am meisten getan? Ich darf mich hier auf Robert N. Cust berufen, den großen Freund Afrikas, der uns vor 27 Jahren sein schönes Buch schrieb über die modernen Sprachen in Afrika[1]). Er sagt S. 64: „Ohne Frage sind die Angelsachsen aus England und Nordamerika die ersten gewesen in der Entdeckung, Kolonisation, den kaufmännischen und Missionsunternehmungen. Die Portugiesen und Holländer mögen den Weg gezeigt und gewisse wichtige Punkte besetzt haben, die in der Folge von den Angelsachsen ausgenutzt sind, aber wie wenig wäre bekannt geworden über das Becken des Niger, Kongo, Sambesi, des oberen Nil und die großen Seen des Innern, wenn es nicht durch den Mut, die Tatkraft und die Mittel der Angelsachsen geschehen wäre. Aber wenn die Zeit kam, das Material, das durch Zufall zusammengeworfen war, in ein System zu bringen, Grammatiken und Wörterbücher und Texte zusammenzustellen, die Verwandtschaften zu erörtern, das Gerüst eines linguistischen Baues auf wissenschaftlichen Grundlagen zu errichten, dann bedurfte es deutscher Gelehrsamkeit, deutscher Geduld und deutscher Intelligenz. . . . . . . In einem Vortrag, den ich

1) A sketch of the modern languages of Africa. London, 1883.

in deutscher Sprache auf dem fünften Orientalisten-Kongreß in Berlin im September 1881 ‚über unsere gegenwärtige Kenntnis der Sprachen Afrikas' gehalten habe, lenkte ich die Aufmerksamkeit auf den Dank, welchen Afrika der deutschen Gelehrsamkeit für die Vergangenheit schuldet, und auf die Erwartung, welche es für die Zukunft hegt."

Soweit Cust. Die große Anerkennung, die in seinen Worten liegt, legt uns Deutschen eine Verpflichtung auf. Und wenn die afrikanische Linguistik, die bisher an deutschen Hochschulen nur wie ein bescheidenes Pflänzchen im Verborgenen blühte, am Kolonialinstitut in Hamburg eine Heimstätte gefunden hat, so ist das ein bedeutsamer Schritt vorwärts zur Lösung der Aufgaben, die die Welt von der deutschen Wissenschaft erwartet.



3. Lautforschungen in Afrika und ihre Bedeutung für die allgemeine Phonetik.

Die Wissenschaft der Phonetik verdanken wir in gewissem Sinn den Leuten, die überhaupt nicht sprechen können, den Taubstummen. Es scheint so einfach zu sein jemand, der hören und sprechen kann, neue Laute zu lehren, die er lernen soll: Man spricht sie ihm vor, und der andere spricht sie nach. Wer mit der Sache zu tun gehabt hat, weiß allerdings, daß das nicht so einfach ist; aber der Gedanke, daß man Vorgesprochenes ohne weiteres nachsprechen könnte, beherrscht im allgemeinen doch die Gemüter so stark, daß man es meist nicht für nötig hält, sich eingehender mit dem Problem zu beschäftigen. Wenn dann aber der Sachse konsequent b hört und spricht, wo wir p sprechen, dann steht man ja freilich etwas ratlos davor und hilft sich schließlich mit der Wendung: ein Sachse lernt es eben nicht. Oder wenn der Schüler nicht imstande ist, die Vokale des englischen Lektors nachzuahmen, dann behauptet man aller Anatomie zum Trotz, daß der Gaumen des Engländers anders gebaut wäre als der des Deutschen. Und doch lehrt uns die tägliche Er-

fahrung, daß Kinder von sächsischen Eltern, die in Hamburg aufgewachsen sind, keineswegs b und p verwechseln, und daß die Kinder von Deutschen, die in England geboren sind, gar keine Schwierigkeit haben mit ihrem deutschen Gaumen englische Vokale zu sprechen. Es liegt also nicht im Volksstamm, nicht in der anatomischen Verschiedenheit der Organe, wenn man gewisse Laute nicht sprechen kann, sondern es müssen andere Gründe sich nachweisen lassen. Wir werden also von vornherein nicht annehmen können, daß der Bau der Sprachorgane bei den Afrikanern von dem der unsern so verschieden wäre, daß man deshalb nicht gut die afrikanischen Laute sprechen könnte. Die Kinder der Missionare und Ansiedler, die von Jugend auf in Afrika mit Eingeborenen gesprochen haben, sprechen nicht anders als die Eingeborenen. Also die von vielen so stark betonte Rassenverschiedenheit spielt hier keine Rolle.

Die ganzen Erwägungen sind aber hinfällig, wenn es sich um den Unterricht von Taubstummen handelt. Hier nutzt das Vorsprechen nichts; denn sie können nicht hören. Es bleibt also gar nichts weiter übrig, als daß man gründlich untersucht, worin eigentlich das Sprechen besteht, da man Leute darin unterweisen soll, die nicht hören können. Damit ist die Wissenschaft der Phonetik gegeben, die heute im Sprachunterricht einen so breiten Raum einnimmt.

Je mehr also jemand sich in die Lage eines Taubstummen hineindenken kann, um so mehr wird ihm die Notwendigkeit der Phonetik einleuchten. Wer in der Schule schlecht und recht englisch oder französisch gelernt hat, ohne sich sonderlich um die Aussprache zu kümmern und zum erstenmal mit Engländern und Franzosen zusammen kommt, die nicht deutsch verstehen, wird sich sofort als taubstumm fühlen. Denn er versteht nichts von dem, was man um ihn her spricht, und was er selbst zu sagen

versucht, wird von den andern nicht verstanden. Ist er nun nicht gar zu ungeschickt, so wird hier und da aus dem Meer der Laute, das ihn umflutet, ein bekannter Klang auftauchen, und er wird anfangen, einzelnes zu verstehen, bis dann Schritt für Schritt sich ihm ein Geheimnis nach dem andern erschließt. In ähnlich langsamer Weise wird er auch reden lernen. Weit schwieriger ist die Sache aber, wenn er in ein Sprachgebiet kommt, das uns linguistisch und kulturell nicht so nahe steht, wie England oder Frankreich. Da werden wir uns viel länger in der Rolle des Taubstummen befinden, und wer nicht besondere Energie aufwendet, kann jahrzehntelang in fremdem Lande leben und kommt niemals dazu, die Landessprache zu sprechen oder zu verstehen. Darum ist für das Erlernen fremder Sprachen, besonders auch für das Sprechenlernen schriftloser Sprachen die Phonetik eine so wichtige Wissenschaft. Mit ihrer Hilfe ist es möglich, dem zur zeitweisen Taubstummheit Verurteilten, die Zunge zu lösen.

Das Nachsprechen fremder Laute hat zwei Schwierigkeiten, die einander entgegengesetzt sind, die aber beide sich nur aus der Abweichung der Laute von unserer Muttersprache ergeben. Der eine Laut erscheint uns schwer, weil er dem deutschen zu ähnlich ist, und der andere erscheint uns schwer, weil er von dem deutschen Laut zu verschieden ist.

Man findet in Grammatiken afrikanischer Sprachen sehr oft die Bemerkung, einige Laute z. B. w, k, r klingen wie im Deutschen. Damit ist nun nicht viel anzufangen; denn die Deutschen sprechen w, k, r sehr verschieden. Der eine spricht w, indem er beide Lippen aneinander bringt, der andere, indem er die Unterlippe an die Oberzähne legt. Die meisten von uns wissen nicht, wie sie es machen. Wenn jemand nun in Afrika ein w hört, so spricht er nicht das w, das er hört, sondern

das, was er von Hause aus gewohnt ist. Seine Nerven und Muskeln sind auf die Bewegungen schon eingeübt, die zu dem ihm geläufigen w gehören, und er wird also gar nicht den Versuch machen, etwas anderes zu sprechen. Völlig ohne Bewußtsein dessen, was er tut, führt er die Bewegungen aus. Da nützt kein Vorsprechen. Im günstigsten Fall hört er wohl, daß der vorgesprochene Laut anders ist, als er ihn selbst spricht, aber da er nicht weiß, wie er selbst den Laut bildet, kann er auch nicht feststellen, worin die Abweichung besteht.

Es ist hier nichts zu machen, als daß man dem Lernenden erst einmal zeigt, wie er selbst den Laut bisher bildete. Man veranlaßt ihn, sich an die Lippen zu fassen, in den Spiegel zu sehen. Man spricht ihm den Laut vor und nötigt ihn, nicht mit dem Ohr auf den Laut, sondern mit dem Auge auf die Bewegung der Lippen zu achten. Hat er verstanden, wie der bekannte Laut gebildet wird, so zeigt man ihm nun den unbekannten, bis er den Unterschied sieht. Dann muß er versuchen, ihn nachzuahmen, und wenn er das kann, wird er ihn schließlich auch hören. Dieser mühselige Weg ist das einzige Mittel, um sicher zum Ziel zu kommen. Man pflegt zu entgegnen: Wäre es nicht besser, einfach zu üben? Ja, aber was will man üben? Man muß freilich üben, aber erst, nachdem man das richtige einmal langsam nachgeahmt hat. Uebt man ohne das, so wird man durch die Uebung das Falsche ja nur immer fester einprägen. Kein Klavierspieler bekommt Fertigkeit anders, als daß er erst langsam das Richtige erlernt und dann das Richtige befestigt durch Uebung.

Die Fehler, die man macht, beruhen ja eben darauf, daß man einen sehr ähnlichen Laut viel zu gut kann und deshalb, wenn man nicht acht gibt, sicher in die altgewohnten Bahnen einlenken wird.

Ich habe Lernende in afrikanischen Sprachen gekannt, die z. B. den Unterschied der beiden w niemals verstanden haben. Natürlich werden sie nie dazu kommen, die Worte zu unterscheiden, in denen die zwei w vorkommen, also z. B. im Ewe in Togo: v^1u „Loch" und v^2u „Blut", v^1o „zu Ende sein" und v^2o „die Riesenschlange", ev^1e „zwei" und Ev^2e „Eweland"[1].

Noch schwieriger wird die Sache dadurch, daß es in vielen afrikanischen Sprachen auch ein f gibt, das mit beiden Lippen gesprochen wird, nicht wie unser f, das wir mit der Unterlippe an den Oberzähnen bilden. Das ist besonders eine Not für die Deutschen, die das w mit beiden Lippen, aber das f mit Zähnen und Lippen bilden. Im Ewe gibt es nun nicht nur die beiden w, sondern auch die beiden f, und mancher ist an dieser Klippe schon gescheitert, z. B. af^1é Schmutz, af^2é Haus, f^1o plötzlich, f^2o schlagen, f^1ú Haar, f^2ú Knochen.

Aehnliche Schwierigkeiten bereiten uns in einer Reihe von Sprachen die t- und d-Laute. Es ist ja bekannt, daß manche Deutsche behaupten, t und d nicht unterscheiden zu können. Nun haben wir in einigen afrikanischen Sprachen vier t und zwei d, die sorgsam unterschieden werden müssen. Man läßt hier den Anfänger zunächst darauf achten, an welcher Stelle im Munde er das t oder d bildet und zeigt ihm nun, daß man die Zunge bis zu den Zähnen vorstrecken oder auch sie oben an den Gaumen zurückbiegen kann, und daß man dann immer noch ein t oder d erzeugt. Das wird verhältnismäßig leicht verstanden. Schwieriger ist es schon klar zu machen, daß man ein t entweder mit einem ihm folgenden starken Hauch sprechen kann oder ohne einen solchen. Da muß dann die fühlende Hand wieder nachhelfen, wo das Ohr nicht ausreicht. Und schließlich macht man auch den Unter-

1) Mit v^1, f^1 bezeichne ich hier den Zahnlippenlaut, mit v^2, f^2 den mit beiden Lippen gebildeten Laut.

schied von t und d klar, indem man wie bei den Taubstummen den Finger des Lernenden an den Kehlkopf führt, bis er das Schwingen der Stimmbänder fühlt. Auf diesem Wege gelingt es dann auch, ihn zum Hören des Unterschiedes zu bewegen — vorausgesetzt, daß er es überhaupt lernen will. Die meisten, die diesen Unterschied nicht hören, sind nämlich durchaus abgeneigt, es zu lernen. Sie halten es für ganz überflüssig und nur für orthographische Liebhaberei ohne Grundlage in der wirklichen Sprache.

Aehnlich liegt die Sache bei den s-Lauten. Im Deutschen macht es meist nicht viel aus für das Verständnis, welches s man spricht; in afrikanischen Sprachen sind Worte mit stimmhaftem (weichem) s in der Regel mit Worten, die ein stimmloses (hartes) s enthalten, überhaupt nicht verwandt, und wer diese Worte verwechselt, kann sich nicht verständlich machen.

Noch schwieriger wird die Sache, wenn man in der fremden Sprache einen Laut nachahmen soll, der in der Muttersprache für fehlerhaft gilt. So spricht z. B. der Engländer Lispellaute, die im Deutschen falsch sind, und mit denen der Sprachenarzt mühsam zu kämpfen hat, um sie dem Patienten abzugewöhnen. In afrikanischen Sprachen sind besonders häufig s-Laute, die bei uns als gänzlich fehlerhaft gelten. Sie sind dort aber nicht pathologisch; denn die betreffende Sprache hat neben diesen s-Lauten auch andere, die mit den unsern zusammenfallen. Wie diese Laute in Afrika entstanden sind, ist heute noch ein ungelöstes Problem. Sie gehören für normal sprechende Menschen allerdings schon zu den Lauten, die so stark vom Deutschen abweichen, daß man sie nicht leicht auffassen kann. Ich will also damit zu dieser Gruppe übergehen.

Ich hatte das Vergnügen, mehrere Jahre hindurch im Laufe des Winters einmal in Berlin eine eigentümliche phonetische

Konferenz zu veranstalten, an der der bedeutendste deutsche Phonetiker Eduard Sievers in Leipzig, ferner ein bekannter Berliner Physiologe und Sprachenarzt Prof. Gutzmann teilnahmen. Außerdem hatten wir eine Reihe von Mitarbeitern, die der verschiedensten europäischen, asiatischen und afrikanischen Sprachen mächtig waren, und als Zuhörer eine Anzahl Studenten und Missionare. Dort wurden vorwiegend solche Laute untersucht, die in europäischen Sprachen nicht vorkommen.

Wir hatten da an einem Ewejungen die eigentümlichen Labialvelaren zu beobachten, Laute, bei denen man erst so tut, als wollte man ein k sprechen, spricht dann aber ein p, oder man setzt zum g an, spricht dann aber ein b. Ferner konnten wir einen Missionarssohn aus Nordtransvaal vorführen, der des Venda mächtig war, in dem es Zwischenlaute zwischen s und f gibt. Viel Mühe verursachten uns die Kehlverschlußlaute, bei denen man manchmal erst geneigt war zu denken, daß es sie nicht geben könne, und die dennoch da sind. Mit Gutzmanns Hilfe gelang es, die geflüsterten Laute in abessynischen Sprachen nachzuweisen, deren Bestimmung mir viel Mühe gemacht hatte. Sie klingen so, als wollte der Redende noch einen Laut sprechen; aber es kommt nicht dazu.

Das Glanzstück dieser unbekannten Laute sind aber die Schnalzlaute. Nach neueren Entdeckungen finden sie sich in einem kleinen Gebiet Ostafrikas, aber abgesehen davon bei den Stämmen der Buschleute, Hottentotten und Kaffern in Südafrika. Die Buschleute sind wahrscheinlich die ursprünglichen Besitzer dieser seltsamen Laute, und sie haben davon am meisten. Die Hottentotten haben Schnalze, die an vier verschiedenen Artikulationsstellen gesprochen werden, sie können aber nun sehr verschieden abgesetzt werden: mit einfachem Kehlverschluß, mit starkem Hauch, mit Reibegeräusch, mit Stimme, mit Nasal. So unterscheiden

manche Sprachforscher 20, andere 24 Formen. Im Kafferschen sind die Laute als fremdes Sprachgut eingedrungen. Man unterscheidet nur drei Artikulationsstellen, aber verschiedene Modifikationen. Die Schnalze haben den Phonetikern viel zu schaffen gemacht. Lepsius glaubte, daß sie mit eingezogenem Atem gesprochen würden. Er nannte sie deshalb Inspiraten. Ich habe sie früher auch so genannt. Heute wissen wir, daß sie durch eine Saugbewegung der Zunge entstehen, die mit dem Luftstrom aus der Lunge nichts zu tun hat. Man kann sehr wohl einen Luftstrom durch die Nase ausatmen und gleichzeitig dabei schnalzen. Das wäre unmöglich, wenn die Schnalze durch Einatmung zustande kämen. Denn man kann natürlich nicht gleichzeitig ein- und ausatmen.

Ich könnte noch von anderen seltsamen Lauten erzählen. Aber das mag genügen, um zu zeigen, daß hier tatsächlich Dinge vorliegen, die auch einen gewiegten Phonetiker ernstlich beschäftigen können.

Ich will aber dazu übergehen, einiges über die Lautveränderungen zu sagen, die wir in afrikanischen Sprachen nachweisen konnten.

Der Anfang der gesetzmäßigen Beobachtung von Lautveränderungen in Deutschland war die Auffindung des Grimmschen Lautverschiebungsgesetzes. Bekanntlich verändern sich die stimmlosen Explosivlaute, z. B. des Lateinischen in verwandten Worten des Gothischen, Plattdeutschen, Englischen, Nordischen regelmäßig in Aspiraten, die dann zu Frikativen werden. Im Hochdeutschen ergeben sich Mediä. So lateinisch tres, englisch three, deutsch drei. Oder fangen wir im Lateinischen mit einer andern Lautgruppe, also z. B. der Media an, so haben wir im Englischen und Deutschen wieder andere Laute, lateinisch duo, englisch two, deutsch zwei; lateinisch decem, englisch ten, deutsch zehn. Schon Bleek

hat gesehen, daß das Grimmsche Lautgesetz auch in den Bantusprachen gilt und hat angefangen, Regeln aufzustellen. In ziemlicher Vollständigkeit habe ich diese Gesetze in meinen verschiedenen Publikationen untersucht für die lautlich am besten bekannte Bantusprache, das Sotho, für die Hauptsprachen der deutschen Kolonien: Suaheli, Duala, Herero, ferner für Konde, Sango, Venda, Kafir, Schambala, Nyamwezi und das verwandte Sukuma, Bondei, Zigula, Nyika und das verwandte Digo, Pokomo, Dzalamo, Yao, Makua, also für 18 Sprachen und Dialekte. Das ist nur ein kleiner Teil der zu leistenden Arbeit, aber es ist für jeden, der sich überzeugen lassen will, ein Beweis, daß die Sache gesetzmäßig vor sich geht. Wo die eine Sprache p hat, hat die zweite regelmäßig f und die dritte v oder gar b. Wo die eine t hat, hat die andere r und die dritte l.

Wie geht das zu? Man hat sich schon viel den Kopf zerbrochen über diese Erscheinung in Europa und allerlei seltsame zum Teil abenteuerliche Erklärungen versucht. Es ist deshalb nun sehr wichtig, daß wir in Afrika ein so großes Forschungsmaterial vor uns haben, in dem mehr Modifikationen und Uebergänge vorhanden sind, als in Europa. Wundt[1]) macht auf einen Vorgang aufmerksam, der sicher der Beachtung wert ist, daß nämlich in der Stadt bei gesteigertem Verkehr mehr und schneller gesprochen wird als auf dem Lande oder bei geringerem Verkehr.

Es werden natürlich beim schnelleren Sprechen Laute flüchtiger ausgesprochen und verschwinden ganz. So ist z. B. im Suaheli, das als Küsten- und Handelssprache sehr schnell gesprochen wird, das l nach der Tonsilbe in der Regel ausgefallen. Ebenso ist das u nach m meist verschwunden, da beide Laute als Lippenlaute sich sehr ähnlich sind. Man sagt nicht mehr múti „der Baum", sondern m'ti, ähnlich wie wir zwar

1) Völkerpsychologie. Bd. I, 1 die Sprache. S. 488—511.

noch „lesen" schreiben, aber tatsächlich „lesn" sprechen. So sagt man zuweilen sogar M'sa statt Músa für Moses. Die Wundtsche Erklärung genügt aber nicht für alle Fälle. So wird z. B. im Suaheli p immer deutlich gesprochen; aber in den Inlandsprachen wird statt des p vielfach ein h gesprochen. Nun ist h gewiß der flüchtigere Laut und müßte deshalb an der Küste gesprochen werden. Es ist aber nicht so.

Von anderer Seite sind die Lautverschiebungen darauf zurückgeführt, daß manche Völker die Sitte haben, Zähne und Lippen zu verstümmeln[1]). Mit diesen verstümmelten Organen kann man natürlich nicht alle Laute ebenso artikulieren wie mit gesunden. Infolgedessen ist eine Art der Artikulation allgemein geworden, wie sie durch die Verstümmelung bedingt war. Auch nachdem die Sitte verschwand, behielt man natürlich die Artikulation bei. Auch diese Theorie trifft im einzelnen Falle zu. So z. B. tragen die Frauen der Yao eine große Holzscheibe in der Oberlippe. Sie können kein f sprechen, und da die Kinder von den Frauen sprechen lernen, ist das f in der Sprache verschwunden. Es dringt erst neuerdings mit Lehnworten wieder ein. Aber auch diese Theorie reicht längst nicht aus, um alles zu erklären, und wir müssen noch andere Ursachen der seltsamen Veränderungen auffinden.

Es ist eine merkwürdige Beobachtung, die man in afrikanischen Sprachen, ebenso in einigen deutschen Dialekten machen kann, daß die Laute in der Silbe, die den Starkton hat, anders klingen, als in andern Silben. Daß die Vokale unter dem Einfluß des Akzentes gedehnt werden, ist ein Vorgang, der uns Deutschen sehr bekannt anmutet. Er findet sich tatsächlich auch in afrikanischen Sprachen. Etwas anderes ist es aber, wenn auch die

---

1) G. L. Cleve, „Die Lippenlaute der Bantu" usw. Zeitschrift für Ethnologie. 1903. Heft 5. S. 681—703.

Konsonanten verschieden lauten, und eben das findet sich bei uns ebenso wie in Afrika.

Das k wird in einigen afrikanischen Sprachen in der Stammsilbe mit starkem Hauch, sonst mit leisem Hauch gesprochen. Da nun außerdem die Aussprache mit leisem Hauch sehr verbreitet ist, ist wohl anzunehmen, daß sie die ältere und daß die Aussprache mit starkem Hauch die spätere ist. Sie ist nach meiner Meinung veranlaßt durch den größeren Aufwand von Atem, der auf die Akzentsilbe verwandt wird. Tatsächlich hat in diesen Sprachen die Stammsilbe in der Regel einen besonderen Akzent. Auf diese Weise gewöhnte man sich daran, Laute mit starkem Hauch zu sprechen, und von hier aus eroberte sich die neue Aussprache dann auch die anderen Silben. Im Konde wird z. B. das k noch verschieden gesprochen in der Stammsilbe und in den anderen Silben. Aber p und t werden schon immer mit starkem Hauch gesprochen. Wie man nun im Griechischen früheres ph später wie f sprach, so ist es auch hier gegangen. Man hat dem p zunächst nicht ein h, sondern einen f-ähnlichen Laut folgen lassen, und schließlich blieb allein das f übrig. So sagt der Lateiner pilum, der Deutsche zunächst Pfeil und heute meist einfach „Feil". So wird dann in afrikanischen Sprachen auch t über th zu r, k über kh, kχ zu χ. In andern Sprachen treten keine Reibegeräusche ein, sondern man verliert das k, t, p ganz und behält nur das h übrig. So sprechen z. B. die Venda statt k ein h, die Digo statt t ein h, die Nyamwezi und viele andere Ostafrikaner statt p ein h. Schließlich kommt es vor, daß auch dies h noch verschwindet, und dann ist von dem ursprünglichen Laut gar nichts mehr übrig geblieben — die verstärkte Atemgebung hat den Laut zerstört, ebenso wie eine zarte Farbe durch zuviel Licht, oder der Ton einer Orgelpfeife durch zuviel Wind zerstört werden kann. Auf einem ganz anderen Vorgang beruht

es, wenn aus stimmlosen Lauten stimmhafte entstehen. Spricht man einen stimmlosen Konsonanten z. B. χ (deutsch ch in ach) zwischen zwei Vokalen, so wird man leicht dazu kommen, daß man die Stimme fortklingen läßt von einem Vokal zum andern. Deshalb ist ja das s des Franzosen im Anlaut oder nach einem Konsonanten stimmlos, aber nach einem Vokal stimmhaft. Genau so spricht der Sotho sein χa wie γa (γ wie g in „klage"), wenn es nach einem Vokal steht. Nur in der Tonsilbe hält er das χ fest — natürlich, der starke Hauch wirkt konservierend auf den Laut.

In ähnlicher Weise wird ein ursprüngliches p zu b und v, ursprüngliches t zu l. Wenn diese Vorgänge wie im Sotho sich zunächst in der Silbe nach dem Ton eingebürgert haben, so sind sie dann von da weiter in die Sprache eingewandert und zur Regel geworden. Das läßt sich heute noch im Somali verfolgen, wo man sogar Fremdworte in dieser Weise behandelt.

Schließlich wird auch hier wieder der Laut so flüchtig, daß er mit dem Vokalansatz zusammenfällt. Die Auflösung des Lautes geschieht dann aus entgegengesetzten Gründen wie oben. Die Farbe, die von anderen Farben überstrahlt wird, der Ton, der von andern übertönt wird, kommt nicht mehr zum Gehör. Eine Zeitlang ist ein solcher Laut dann im Bewußtsein der Leute noch vorhanden. Bei feierlicher Rede oder in altertümlichen Wendungen erscheint er noch, und schließlich verschwindet er im Sprachgebrauch ganz.

Warum nun die eine Sprache diesen und die andere jenen Weg eingeschlagen hat, ist heute kaum noch zu ermitteln. Wir werden aber wohl die fremdsprachlichen Einflüsse und die Beschäftigung des betreffenden Volkes stark in Rechnung ziehen müssen. Wie der Deutsche an der dänischen Grenze anders spricht, als an der russischen, so wird auch der Afrikaner verschieden sprechen, je nachdem ein stärkerer Einfluß der Negerrasse oder der hell-

farbigen zur Konstituierung seines Volksstammes beigetragen hat. Der Bauer, der Jäger, der Fischer, der Hirt werden jeder die verschiedene geistige Stimmung, in der sie sich gewöhnlich befinden, in der Sprache zum Ausdruck bringen. Und da das in Afrika zumeist nicht Beschäftigungen einzelner Berufe sind, sondern Beschäftigungen ganzer Stämme, prägen sie sich in der Sprache noch stärker aus als bei uns, wo man auch schon den Seemann, den Pastor, den Offizier und den Bauern an der Sprache unterscheiden kann. Die Abstammung und die Beschäftigung fällt in Afrika eben meist zusammen, wo man Berufswahl nicht kennt, sondern der Sohn des Hirten natürlich Hirt, und der Sohn des Bauern natürlich ein Bauer wird. Jedenfalls werden diese Studien einen wichtigen Beitrag zur Frage der Entstehung der Lautverschiebung liefern.

Wir haben aber einen ganzen Blütenstrauß von wichtigen Lautgesetzen außerdem in Afrika gefunden, die sich zumeist als Gesetze der Assimilation und Dissimilation begreifen lassen.

Die Assimilationsgesetze für die Vokale sind äußerst interessant und erinnern wieder merkwürdig an uns bekannte Vorgänge, so z. B., wenn ein a durch folgendes i zum e wird. Sie beruhen meist auf der Tatsache, daß die Zungenstellung für den einen Vokal für den andern beibehalten wird, so daß man nach vorhergehenden e oder o ein e, aber nach vorhergehendem i oder u ein i spricht. Noch auffallender und für Anfänger leichter zu übersehen sind die Veränderungen, die ein Konsonant durch den folgenden Vokal erfährt. Wir sind ähnliches aus dem Italienischen und Französischen gewöhnt, wo c und g vor e und i anders lauten als vor a, o, u. Auch in afrikanischen Sprachen übt das i einen stark verändernden Einfluß auf den vorhergehenden Konsonanten, und zwar gibt es zwei i-Laute wie im Polnischen, die die vorhergehenden Konsonanten in verschiedener Weise verändern.

Noch seltsamer und für den europäischen Phonetiker z. T. fremdartiger sind die durch u hervorgerufenen Veränderungen. Wer einmal auf die Lage seiner Zunge bei der Aussprache des u geachtet hat, der wird bemerkt haben, daß dabei die Hinterzunge gehoben wird. Diese Hebung der Hinterzunge ist ähnlich der bei der Aussprache eines g, und so wird uns verständlich, wie einem deutschen w z. B. in Wilhelm ein französisches g entsprechen kann. Der Uebergang von g in j ist aber jedem Norddeutschen geläufig. Aehnliches ist nun in Afrika sehr verbreitet. Statt mwana = mu-ana „Kind" sagt man ṅwana, statt mbwa „Hund" mbγa, mbja und schließlich ndja. Aus pwa „ebben" wird fχa, fsha und in andern Sprachen tsha usw.

Daneben gibt es ein anderes u, bei dem die Lippen stark gerundet werden, und das hat nun die Wirkung, daß es allerlei verschiedene Laute in f oder v verwandelt. Man wollte es mir nicht glauben, daß ku zu fu werden kann, obwohl die Sache etymologisch feststand. Da haben mir die Nyamwezi in Ostafrika den Gefallen getan, daß sie heute noch die Uebergänge von ku zu fu nämlich kwu und kfu sprechen. Und damit ist die Sache vollkommen klar.

Ein Vorgang, der uns sehr geläufig ist und bei uns viele Lautveränderungen hervorgerufen hat, ist das Zusammentreffen der Konsonanten. Aber das ist in den Sprachen der schwarzen Rasse, ich meine in den Bantusprachen und Sudansprachen, nur wenig nachzuweisen. Hier gilt im allgemeinen das Gesetz, daß jeder Konsonant seinen Vokal nach sich hat. Konsonantischer Silbenschluß ist unerhört. Da kann also ein Zusammentreffen von Konsonanten gar nicht stattfinden. Es gibt aber nun eine Art Konsonanten, die auch schon in der griechischen Grammatik als Halbvokale bezeichnet werden und für die modernen Phonetiker als Vokale gelten: l, m, n, r. Besonders

m und n, aber zuweilen auch l und r werden nun oft so vokalisch gesprochen, daß der nachfolgende Vokal verschwindet, nach dem m das ihm ähnliche u, nach dem n das ihm benachbarte i. Dadurch treten nun m und n unmittelbar vor den folgenden Konsonanten und veranlassen allerlei Veränderungen. Wenn jemand zwei verschiedene Laute in einer neuen Verbindung nacheinander sprechen soll, so befindet er sich vor einer unbekannten Aufgabe, die ihn beunruhigt. Infolgedessen denkt er bei der Bildung des ersten Lautes schon an den zweiten, oder bei der Bildung des zweiten noch an den ersten. Wenn er also ein n vor p sprechen soll, nimmt er schon die Mundstellung des p ein, während er das n artikuliert. So wird es kein n, sondern ein m. Deshalb sagt der Lateiner improbus statt in-probus. Öfter aber verändert der Sprechende die Laute noch stärker. Bei dem m oder n läßt er die Stimmbänder schwingen. Bei dem folgenden p oder t sollte das nicht geschehen. Aber seine Gedanken haften noch an dem früheren Laut, und er behält das Schwingen der Stimmbänder bei. So ergibt sich denn mb statt mp, nd statt nt. Die Fülle dieser Lautvorgänge ist sehr groß, und sie sind in den verschiedenen Sprachen ganz verschieden. Dabei muß man die aus ursprünglichem mu entstandenen Lautverbindungen streng von den aus ursprünglichem ni entstandenen scheiden. Diese Gesetze und die oben aufgeführten Lautverschiebungsgesetze sind die wichtigsten Kennzeichen der einzelnen Bantusprachen, und es ist für jeden ratsam, der mit mehreren Bantusprachen zu tun hat, daß er sich die Regeln einprägt, da er sonst schwerlich zur Sicherheit im Gebrauch der Worte kommen wird.

Ich will aber noch ein sehr merkwürdiges Dissimilationsgesetz anführen, das im Nyamwezi vom Missionar Dahl entdeckt ist und deshalb von mir das Dahlsche Gesetz genannt wird.[1])

1) Das Dahlsche Gesetz. Z. D. M. G. Bd. 57. S. 302.

Wer unter uns des Griechischen kundig ist, der weiß, daß im Griechischen nicht zwei Aspiraten aufeinander folgen dürfen. Φεύγω „fliehen“ bildet sein perf. nicht φέφευγα, sondern πέφευγα, die „begnadigte“ heißt nicht χεχαρισμένη, sondern κεχαρισμένη u. s. f. Ähnlich darf im Nyamwezi nicht eine Aspirata auf die andere folgen, sondern man macht die erste zur Media, statt -thathu sagt man -dathu, statt phitha sagt man bitha, statt ithikha sagt man idikha usw. Der Vorgang beruht natürlich darauf, daß die beiden Laute einander zu ähnlich sind, und man nun aus Scheu vor dem Versprechen den einen etwas modifiziert. Die beiden Laute mit starkem Hauch nacheinander sind auch physiologisch lästig, so spricht man den ersten mit leisem Hauch und läßt den starken Hauch nur bei dem zweiten folgen. Auf diesem Standpunkt steht das Griechische. Das Nyamwezi ist noch einen Schritt weiter gegangen, indem es den ersten Laut nun mit Stimme sprechen läßt. Dadurch ist die Dissimilation vollständig geworden.

Es wird manchem merkwürdig sein, daß ich da ein griechisches Lautgesetz neben ein Lautgesetz stelle, das diese gering geschätzten Barbaren beobachten. Ich könnte aber noch mehr solcher Übereinstimmungen nachweisen. So z. B. pflegt der Grieche das schließende m in n zu verwandeln. Genau so macht es der Somali heute noch. Ich meine nun selbstverständlich nicht, daß die Somali oder die Nyamwezi versprengte Griechen wären, davon ist keine Rede. Aber es scheint mir wichtig zu sein, Lautvorgänge in lebenden Sprachen zu beobachten, die mit den in toten Sprachen vorliegenden identisch sind. Wir werden das Wesen dieser historischen Erscheinungen leichter auffassen, wenn wir das Wesen der heute noch vorkommenden Lautveränderungen verstanden haben.

In Eppendorf (Hamburg) steht das Denkmal eines Mannes, den wir in Deutschland als den Vater der Phonetik ansehen

können, Samuel Heinecke. Heinecke ist der Mann, der die erste deutsche Taubstummenanstalt nach der Lautsprechmethode begründete und ihr dort in Eppendorf von 1768 bis 1778 vorstand. Er wurde 1778 nach Leipzig als Direktor an das erste staatliche Taubstummeninstitut berufen, weil er, wie kein anderer, dem Problem des Taubstummenunterrichts nachgegangen war. Es ist schön, daß man ihm an der Stätte seines Wirkens ein Denkmal gesetzt hat; wichtiger als das scheint es mir aber zu sein, daß seine Methode weiter gepflegt ist und vielen tausenden von Taubstummen in der ganzen Welt zugute kommt. Wichtig ist es ferner, daß der wissenschaftlichen Pflege der Phonetik hier am Kolonialinstitut neue Bahnen eröffnet sind zum Studium der primitiven Sprachen, denn da handelt es sich auch um das Problem, Sprachlose redend zu machen.

Es war wohl nicht zufällig, daß Heinecke evangelischer Lehrer war. Kein anderer ist so fest wie der Protestant von der Macht des Worts durchdrungen und empfindet so sehr das Bedürfnis, die Stummen reden zu lehren. Wie ich vorigesmal bereits sagte, sind die weit überwiegende Mehrzahl meiner Vorarbeiter, Mitarbeiter und Schüler evangelische Missionare. Auch das ist nicht zufällig. Es war nicht ursprünglich wissenschaftliches Interesse, was Heinecke an die Taubstummen fesselte; so ist es auch nicht zunächst wissenschaftliches Interesse gewesen, was die evangelischen Missionare zum Sprachstudium zwang, sondern es war Barmherzigkeit mit dem unwissenden Volk. Und wem unsere Wissenschaft gar zu trocken und weltfern, ja gar zu unpraktisch erscheint, den möchte ich bitten, sich zu erinnern: Es ist nicht kalter Forschungstrieb, der dahinter steckt, sondern was uns hineingeführt hat und bei der Sache festhält, ist etwas durchaus Praktisches; denn es ist vor allem der Geist barmherziger Liebe.



4. Rhythmus und Melodie in afrikanischen Sprachen.

Bei der Aussprache eines Wortes ist uns Deutschen die Betonung ganz besonders wichtig. Ein falsch betontes deutsches Wort ist uns unverständlich, auch wenn sonst alle Laute richtig ausgesprochen werden. Einen geographischen Namen falsch zu betonen erscheint uns sehr ungebildet, und wir fragen bei jedem Fremdwort: Wie wird es betont?

Wir haben diese Betonung in verschiedener Stärke in unserer Sprache. Die Worte übersetzen und „übersetzen" unterscheiden wir durch den Ton. In dem einen Fall hat die erste Silbe den Hauptton und die dritte den Nebenton, im andern die erste den Nebenton und die dritte den Hauptton. Worte, die nach der ersten Betonungsart sich richten, haben eigentliche, lokale Bedeutung, während Worte der zweiten Betonungsart im uneigentlichen, übertragenen Sinn gebraucht werden. Wir pflegen im Satz aber zu diesen beiden Betonungsarten noch eine dritte hinzuzufügen, den überstarken Ton, auf dem das Hauptgewicht des Satzes ruht. Ich kann z. B. sagen: „Jetzt wollen wir

übersetzen!" und dabei den Hauptton je nach dem Sinn auf die einzelnen Worte legen, auf „jetzt" oder auf „wollen" oder auf „wir" oder auch auf den Starkton in „übersetzen". Neben den unbetonten Silben erscheinen also drei Arten des Starktons, durch die der Rhythmus eines deutschen Satzes dargestellt wird. Rein physikalisch betrachtet würde sich wohl eine viel größere Zahl von Modifikationen der Stärke feststellen lassen, da ja auch der verschiedene Grad der Erregung des Redenden hier eine Rolle spielt. Aber für unser Bewußtsein wird man wohl nicht mehr als drei Stufen der Stärke konstatieren können, da ich Wundt recht gebe, der annimmt, daß die Dreizahl noch unmittelbar wahrgenommen wird, während höhere Zahlen erst einer wenn auch kurzen Überlegung bedürfen, um richtig aufgefaßt zu werden[1]). Natürlich werden Sänger, Schauspieler, Redner — also alle, die das Sprechen kunstmäßig ausüben, eine Unterscheidung von mehr Stufen der Stärke in ihrer Rede vornehmen müssen. Aber das sind Vorgänge, bei denen Schule und bewußte Reflexion mitwirken, während wir es hier mit dem Sprechen als einer mehr unbewußten Übung zu tun haben.

Der durch diese Starktöne dargestellte Rhythmus erscheint uns als etwas so Selbstverständliches und Notwendiges, daß wir bei Geräuschen, die wir hervorbringen, es meist nicht unterlassen können, einen Rhythmus hineinzulegen, z. B. beim Dreschen, beim Feststampfen des Pflasters. Sogar beim Rammen, dessen Schläge doch ganz gleichmäßig sind, sucht der Mensch einen Rhythmus hineinzubringen, indem er nach 15 Schlägen eine Pause macht. Tatsache ist, daß die meisten von uns es nicht lassen können, in irgend ein gleichmäßiges Geräusch einen Rhythmus hineinzuhören. Die beiden Schläge einer Uhr sind wohl etwas verschieden, aber so verschieden wie „tick, tack" angibt, schließlich

1) Völkerpsychologie Bd. II S. 385 ff., III S. 56 ff.

doch nicht, und wie schwer ist es, sich dem Bann dieses „tick, tack“ zu entziehen! Das Stoßen des Eisenbahnwagens wird von uns als ein bekannter Rhythmus empfunden, und wir sind davon schließlich gepeinigt und wünschten, den ermüdenden Rhythmus los zu sein. Man kann in solchem Fall mit Aufwand von etwas Energie einen andern Rhythmus in das Stoßen der Räder hineinhören. Eine Zeitlang muß man es gewaltsam tun, schließlich geht es von selbst, und man hat den lästigen Rhythmus durch einen andern vertrieben, der zunächst nicht als lästig empfunden wird, bis uns auch der ermüdet und wir genötigt sind, das Experiment zu wiederholen. Daran aber, daß das geht, daß man in dasselbe Geräusch verschiedene Rhythmen hineinhören kann, erkennt man sicher, daß der Rhythmus nicht in dem Geräusch selbst liegt, sondern von uns hineingelegt wird. Ganz einwandfrei kann man das Experiment mit einem Metronom machen, dessen ganz gleichmäßige Schläge man bald als $^3/_4$, als $^4/_4$ oder als $^6/_8$ Takt empfinden kann. Freilich ist das rhythmische Bedürfnis der verschiedenen Menschen sehr verschieden. Während die einen sofort rhythmisch auffassen, sind andere so wenig rhythmisch veranlagt, daß sie nie lernen, im Schritt zu gehen oder zu tanzen. Die hören natürlich sicher keine Rhythmen, wo keine sind.

Wenn jemand zum erstenmal französisch sprechen hört, ist er darüber erstaunt, daß die Betonung nicht so ist, wie er sie gelernt hat, sondern daß sie von dem Franzosen mit großer Freiheit gehandhabt wird, und daß unsere Strenge in der Betonung da nicht angebracht ist. So sehen wir ja auch, daß der Grieche und Römer in seiner Poesie auf die Betonung der Worte keine Rücksicht nimmt und sie mit einer solchen Freiheit behandelt, wie wir es im Deutschen niemals können. Tatsächlich ist ja auch die lateinische Betonung etwas prinzipiell anderes als die

deutsche. Der Deutsche betont im wesentlichen die Stammsilbe, die er so von Vorsilben und Nachsilben unterscheidet, z. B. Begebenheiten. Hier ist der Ton auf der viertletzten Silbe, weil sie die Stammsilbe ist. „Wesentlicheren" hat den Ton sogar auf der fünftletzten. Ganz anders im Lateinischen. Es kommt hier gar nicht darauf an, welches die Stammsilbe ist, sondern der Ton liegt auf der vorletzten, und wenn sie kurz ist, auf der drittletzten. Man bildet z. B. von béllum, „Krieg", bellórum, bellicósus, bellicosíssimus, bellicosissimórum. Die deutsche Betonung ist also etymologisch, sie gibt an, welche Silbe Stammsilbe ist, in anderem Falle die Silbe, die für das Verständnis wichtig ist. Diese Betonungsart steht also im Dienste des urteilenden Verstandes. Die lateinische Betonungsart ist rein rhythmisch, ohne Beziehung auf den Sinn. Sie kann deshalb in der Poesie, wo ein anderer Rhythmus herrscht, zu seinen Gunsten vernachlässigt werden, was im Deutschen unmöglich ist. Im Deutschen muß der Rhythmus des Verses mit der Wortbetonung im wesentlichen übereinstimmen.

Neben dieser Betonungsart geht nun aber eine andere her, deren die meisten sich nicht bewußt sind, die musikalische Betonung. Wir unterscheiden vollständigen und unvollständigen Satz, Aussagesatz und Fragesatz durch den musikalischen Ton. Wenn ich die letzte Silbe tieftonig spreche, nimmt der Hörer an, daß ich fertig bin, z. B. „Ich weiß, daß er kommt." Wenn ich aber „kommt" etwa eine Terz höher spreche, nimmt der Hörende an, daß ich noch ein „aber" folgen lassen will. „Er kommt" mit tieftonigem „kommt" ist Aussagesatz. Spreche ich aber o mit Tiefhochton und nun hochtonig, so ist der Satz ein Fragesatz. Bekannt ist ja, daß man „na", „so", „ja" durch verschiedene Tonhöhen in sehr verschiedener Bedeutung gebrauchen kann. Dasselbe Wort erhält jedesmal einen andern Sinn.

Diese Melodie der Sprache wird von uns meist ganz unbewußt geübt, und doch ist sie für alle Gefühlsäußerungen von höchstem Wert. Ein Redner, dem sie zu Gebote steht, kann seines Erfolges meist sicher sein, auch wenn er nicht sehr bedeutende Dinge zu sagen hat, während eines andern geistvolle Rede langweilig erscheint, weil ihr die Modulation fehlt, durch die das Gefühlsinteresse des Zuhörers so wesentlich gehoben wird.

Diese Melodie ist nun aber keineswegs nur vom Sinn der Rede abhängig. Eduard Sievers[1]) hat uns gelehrt, wie viel uns völlig unbewußte Unterschiede in der Tonhöhe wir machen, daß wir z. B. „sie" als Einzahl von einer Frau gebraucht, von dem „sie" als Mehrzahl durch die Tonhöhe unterscheiden. Jedem Laien ist ferner bekannt, daß die Sprachmelodie der verschiedenen deutschen Dialekte sehr verschieden ist. Ein Dialekt wirft dem andern vor, daß er „singt", und ein guter deutscher Dialektforscher müßte uns von jedem deutschen Dialekt die charakteristischen Unterschiede der Tonhöhen angeben können. Das ist die Melodie in europäischen Sprachen.

Sie begegnet sich nun seltsam mit dem Rhythmus. Der Norddeutsche spricht im allgemeinen den Starkton mit Tiefton, der Süddeutsche und der Engländer aber spricht den Starkton mit Hochton.

Ich habe eine sehr lange Einleitung gebraucht, um nun endlich an die afrikanischen Sprachen zu kommen. Aber die Sache, von der ich zu sprechen habe, ist so schwer, daß man erst an bekannte Vorgänge in einer bekannten Sprache erinnern muß, ehe man es wagen darf, auf Unbekanntes und Neues hinzuweisen.

Wenn man von Europa zu den nordafrikanischen Stämmen kommt, so findet man da in bezug auf die Betonung keine sonder-

1) Grundzüge der Phonetik. Leipzig, 1901.

lichen Schwierigkeiten. In den semitischen Sprachen regiert der Starkton wie bei uns, und die Sprachmelodie hat daneben nur eine sekundäre Bedeutung. Ebenso ist es in den hamitischen Sprachen; und auch im Suaheli, einer stark vom Arabischen beeinflußten Bantusprache, hat man zunächst nur auf den Starkton zu achten. Auch hier spielt die Melodie keine größere Rolle als im Deutschen. Freilich ist damit nicht gesagt, daß diese Melodie mit der deutschen identisch wäre. Es ist von vornherein unwahrscheinlich und auch tatsächlich nicht der Fall trotz der in den Grammatiken immer wiederkehrenden Behauptung: „Der Frageton ist wie im Deutschen."

Selbst in der südlichsten Hamitensprache Westafrikas, die von vielen wegen ihrer Eigentümlichkeiten nicht mehr zu dieser Gruppe gerechnet wird, dem Ful, sind die musikalischen Töne ganz nebensächlich. Der Starkton liegt auf der vorletzten Silbe. Bis dahin spricht man das Wort hochtonig, die letzte Silbe wird tieftonig gesprochen.[1]) Auch im Somali und Masai treten die Starktöne sehr klar hervor. Man macht sich nicht verständlich, wenn man sie nicht beachtet. Wie im Deutschen wird z. B. im Somali die zum Verbum gesetzte Präposition besonders stark betont. Man hat den Satzton auch hier neben dem Wortton.

Die verschiedenen Arten des Starktons — die etymologische und die rein rhythmische — habe ich zuerst im Venda nachgewiesen.[2]) Die Sache war dadurch schwierig, weil hier nicht wie im Deutschen und Lateinischen der Unterschied auf zwei Sprachen verteilt war, sondern weil in derselben Sprache gleichzeitig beide Betonungsarten vorhanden waren. Der etymologische Ton liegt auf der Stammsilbe. Er dehnt sie nicht, sondern läßt den Vokal kurz. Der rhythmische Ton liegt auf der vorletzten Silbe und

1) Westermann a. a. O. S. 197f.
2) Das Tsivenda. Z. D. M. G. Leipzig. 1901.

dehnt sie. Von dem Europäer wird diese letztgenannte Art der Betonung natürlich am leichtesten wahrgenommen, da der lange Vokal ihm auffällt. Dem Eingeborenen ist aber diese rhythmische Betonung das weniger Wichtige. Durch den etymologischen Ton erkennt er, welche Silbe die Stammsilbe ist, die sich dadurch von den Vorsilben und Nachsilben abhebt. Der Stammton war längst vor mir schon vom Missionar Saker in Kamerun im Duala entdeckt. Es pflegt aber so zu sein, daß richtige Gedanken immer erst von mehreren gefunden werden müssen, ehe sie Gemeingut werden. Mit Hilfe der Berliner Missionare habe ich das gleichzeitige Vorhandensein von Stammton und rhythmischem Ton im Konde nachgewiesen — nur daß hier merkwürdigerweise nicht die vorletzte, sondern die drittletzte Silbe den rhythmischen Ton trägt. Ist aber die vorletzte Silbe durch Kontraktion zweier Vokale lang geworden, so wird der Ton darauf gelegt. Denselben Tatbestand fand ich mit Hilfe des Missionars Tönjes, meines früheren Kollegen am Seminar für orientalische Sprachen zu Berlin, im Kuanyama. Der Nachweis ist also geführt, daß die beiden Arten des Starktons in afrikanischen Sprachen vorkommen, und daß sie sogar in derselben Sprache gleichzeitig erscheinen können. Wichtig ist auch, daß in verwandten Sprachen die eine den rythmischen Ton auf der vorletzten, die andere ihn auf der drittletzten hat.

Einsilbige Worte, die auch hier vorkommen, werden wie im Griechischen behandelt. Sie verschmelzen mit dem vorhergehenden Wort zu einer Einheit und ziehen den Ton dieses Wortes nach dem Ende, z. B. Suaheli: thendédje „was soll ich tun?" aus thende und dje „was?"

Wenn wir aber aus dem Gebiet der Hamitensprachen und der Bantusprachen in das Gebiet der Sudansprachen kommen, so suchen wir z. B. im Ewe vergeblich nach dem Starkton. Die

Sprache besteht aus einsilbigen Wurzeln, und bei einem einsilbigen Wort kann ja von Betonung in unserem Sinn nicht die Rede sein. So ist auch in der Zusammenfügung der Worte ein Starkton nicht festzustellen. Denn da es keine Vorsilben und Nachsilben gibt und eine Silbe wie die andere wichtig ist zum Verständnis des Ganzen, kann man natürlich nicht eine Silbe vor der anderen hervorheben. Alles das, was wir Kasusendung oder Konjugationsendung nennen, ist eben in dieser Sprache nicht vorhanden. Wie ein Mosaik aus lauter gleich großen Steinen zusammengesetzt ist, so fügt sich hier Begriff an Begriff. All die feineren Farbenübergänge, wie sie uns die Endungen vermitteln, fehlen.

Dafür werden aber die einsilbigen Wurzeln ausgestattet mit dem musikalischen Ton. Es handelt sich hier nicht um eine verschiedene Aussprache desselben Wortes wie bei den oben angeführten Beispielen aus dem Deutschen: „Na, so, ja." Wenn diese deutschen Worte mit verschiedener Tonhöhe gesprochen werden, bedeuten sie freilich etwas Verschiedenes, aber es bleibt immer dasselbe Wort. Dagegen die Worte des Ewe mit verschiedener Tonhöhe haben gar nichts miteinander zu tun. Sie sind so wenig verwandt wie im Deutschen manche Worte mit verschiedenem Vokal, z. B. „Tür" und „Tier", „Sahne" und „Sehne", „Biene" und „Bohne" usw., z. B. v^2ù „Blut", v^2ú „Schiff", f^2ù „Meer", f^2ú „Knochen", v^1ù „Loch", v^1ú „zerreißen", f^1ù „Leid", f^1ú „Haar".[1] Wir unterscheiden, wenn wir die Tonhöhen physikalisch messen, natürlich sehr viele Modifikationen. Der Mensch kann vom höchsten bis zum tiefsten Ton, den seine Stimme hergibt, sprechen, und dazwischen liegen Töne in großer Zahl, nicht nur die, die das Klavier angibt. Aber

1) ù bezeichnet hier tieftoniges, ú hochtoniges u. Über den Unterschied von v^2 und v^1, f^2 und f^1 siehe den vorigen Vortrag.

nicht alle diese Unterschiede werden vom Bewußtsein aufgenommen, sondern man achtet in der Regel nur auf eine dreifache Unterscheidung. Wir nennen sie Tiefton, Mittelton, Hochton. Außerdem hat sich herausgestellt, daß hier wie im Griechischen ein Doppelton auf den Vokalen stehen kann, den wir, wenn er zweifach ist, als Tiefhochton oder Hochtiefton bezeichnen. Er kann aber auch dreifach sein und aus der Höhe wieder hinunter-, aus der Tiefe wieder hinaufgehen.

Wir erwähnten vorhin, daß im Deutschen auch ein Laut wie m mit einer bestimmten Tonhöhe gesprochen werden kann. Dasselbe ist hier der Fall. Auch hier können verschiedene Tonhöhen auf m und n gesprochen werden.

Man kann sich nun denken, wie schwer die Sache für einen Europäer ist. Die einfache Nachahmung eines Wortes ist ja zu erlernen, obwohl auch das dem Anfänger oft sauer genug wird. Aber die völlige Verschiedenheit der Sprache kommt erst zur Geltung, wenn man selbständig zu sprechen versucht. Wir können es nicht lassen, die Silbe, auf die es uns ankommt, mit Starkton zu sprechen. Der Norddeutsche wird nach seiner Gewohnheit dabei meist einen Tiefton, der Süddeutsche einen Hochton wählen. Dadurch wird aber die musikalische Höhe der Silbe verändert, und das Wort heißt etwas ganz anderes als wir meinten. Oder auch wir wollen durch die Modulation der Stimme Frage, Bitte, Drohung, Besorgnis, Wohlwollen ausdrücken und geben dem Satz eine Melodie entsprechend diesen Empfindungen. Damit haben wir dann aber wieder die Melodie, die der Satz haben muß, geändert, und der Afrikaner sieht uns verständnislos an. Nicht einmal in der Frage darf also eine Änderung der Tonhöhe eintreten. Man hängt vielmehr ein tieftoniges a an den Satz an, um die Frage auszudrücken. Während wir also bei der Frage mit der Stimme hinaufgehen,

geht der Afrikaner herunter. Jeder Versuch, europäischen Frageton in die Sätze hineinzubringen, führt also auch nur dazu, daß man mißverstanden wird. Ich will einige uns gleich scheinende Sätze anführen, deren Melodie verschieden ist und die ganz verschiedene Bedeutung haben:

élè àtî heißt: „er ist hier",
élè àfí: „er rieb sich mit Asche",
élé àfì „er fing eine Maus".

Die ganze Art der Sprache ist von der unsern völlig verschieden. Bei uns steht der Starkton im Vordergrund und vermittelt das Verständnis. Mit seiner Hilfe unterscheiden wir Wesentliches und Unwesentliches. Die Melodie tritt hinzu, um die Stimmung oder besondere Modifikationen wiederzugeben.

Im Ewe steht die Melodie im Vordergrund. Sie ist ein notwendiger Teil des Wortes. Wir sind gewohnt, mit Hilfe der Konsonanten und Vokale die Begriffe auszudrücken; aber hier gehört der musikalische Ton noch notwendig dazu. Er dient nicht dazu, Affekte und Stimmungen auszudrücken, wie bei uns, sondern wird verwandt, um den Gegenstand, den man bezeichnen will, wie in einem Tonbild genau zu malen. Unsere Sprache ist urteilend, das Ewe ist beschreibend. Die Wirkung beider Betonungsarten auf die Laute ist nun sehr verschieden. Der musikalische Ton muß als Träger einen Vokal oder stimmhaften Konsonanten haben. Da nun jede Silbe im Satz ihre Tonhöhe hat, die zum Verständnis nötig ist, wird eben auch jede Silbe ihren Vokal behalten müssen, wenn nicht ein m, n, l, r der Träger der Tonhöhe wird. Freilich macht man ja die Beobachtung, daß nicht selten mehrere Wurzeln zu einem einheitlichen Begriff zusammenschmelzen. Dann ist es das Bestreben, die zusammentreffenden Tonhöhen zu vereinfachen. Man kann aber merken, daß selbst bei der Zusammenziehung von

Vokalen der neue Vokal Doppeltöne hat — die Tonhöhen der alten Vokale haben sich gehalten. So werden ja auch im Griechischen die zusammengezogenen Vokale gern mit dem „gewundenen“ Ton, dem Zirkumflex, gesprochen.

Die Tonhöhen sind also selbst erstaunlich konstant und haben eine Neigung, den Vokal zu konservieren.

Ganz anders der Starkton. Er kann seiner Natur nach nicht auf jeder Silbe stehen; denn wir meinen ja damit den größeren Druck, der auf eine Silbe gelegt wird. Die Silben, die den Druck nicht haben, sind unbetonte Silben. Deshalb pflegt man beim Starkton nur eine oder zwei Silben eines Wortes als betont zu bezeichnen, während beim musikalischen Ton natürlich jede Silbe ihre Tonhöhe hat.

Es werden durch den Starkton also Silben vor andern hervorgehoben. Das hat zur Folge, daß die nicht betonten Vokale flüchtig gesprochen und verschluckt werden; die betonten halten sich natürlich besser, und wir haben in allen diesen Sprachen andere Lautgesetze für die Tonsilbe, als für die Silben vor und nach dem Ton.

Daß der Starkton oft den Vokal dehnt, habe ich schon erwähnt. Er verändert aber durch den stärkeren Aufwand von Atem auch die Konsonanten in der Tonsilbe[1]), durch die flüchtigere Aussprache die Konsonanten in den andern Silben[2]). Aber damit ist sein Einfluß nicht erschöpft. Indem die Vokale ausfallen, treffen die Konsonanten unmittelbar aufeinander, und die Folge ist eine starke Veränderung der Konsonanten, die sich in ihrer Artikulation verschiedentlich stören. Es bleibt nicht bei den bescheidenen Anfängen dieser Vorgänge, die wir voriges Mal erwähnt haben, sondern jeder Konsonant kann mit jedem zusammen-

1) Zum Beispiel k zu kh, siehe den vorigen Vortrag.

2) Zum Beispiel χ zu γ, siehe den vorigen Vortrag.

treffen, und die Zahl der Kombinationen wird sehr groß. Schließlich tritt ein Zustand ein wie im Berberischen, den wir bei manchen Worten geradezu als Fehlen der eigentlichen Vokale bezeichnen müssen.

Da der Mensch nun die verschiedenen Laute eines Wortes nicht nacheinander konzipiert, sondern gleichzeitig, ist diese ganze Konsonantengruppe als eine Einheit im Bewußtsein vorhanden. Bei der Aussprache wird dann leicht die Reihenfolge geändert, und so erleben wir in diesen Sprachen als Folge des Vokalschwunds viele Vertauschungen der Konsonanten. Die Wirkungen des Starktons zeigen sich also in einer höchst auffallenden fortschreitenden Veränderung und Zersetzung der Sprachen.

Das hat noch ein weiteres höchst merkwürdiges Ergebnis. Da für den Menschen, der musikalisch betonte einsilbige Worte hat, der musikalische Ton notwendig zum Verständnis gehört, sind Konsonant, Vokal und musikalischer Ton eine unzertrennliche Einheit. Wo in diesen Sprachen also eine Schrift erfunden wird, und das ist in Afrika in den letzten Jahrzehnten zweimal geschehen, muß das unweigerlich eine Silbenschrift sein, die eigentlich Wortschrift ist. Es wird also wohl nicht zufällig sein, daß die chinesische Schrift auch eine Silbenschrift ist, und die Erfinder der ältesten babylonischen Schrift werden wohl auch Tonhöhen in ihrer Sprache gehabt haben.

Wo aber Sprachen mit Starkton geschrieben werden, ergibt sich die Notwendigkeit vokallose Konsonanten zu schreiben, und so drängt die Schrift hier von der Wortschrift bezw. Silbenschrift zur Buchstabenschrift, wie man das in der babylonisch-persischen Schrift sich anbahnen sieht, noch besser im Ägyptischen, bis dann die Mittelmeervölker die reine Buchstabenschrift fanden.

Was ist nun wohl älter: musikalische oder dynamische Be-

tonung? Bis in die neueste Zeit hat man den Starkton als das Selbstverständliche angesehen und die musikalische Betonung wie eine später hinzugekommene seltsame Verirrung. Wir sprachen schon davon, wie konstant der musikalische Ton ist und wie veränderlich der Starkton. Bedenkt man weiter, daß die wichtigsten Veränderungen der Laute durch den Starkton hervorgerufen werden und daß der musikalische Ton im allgemeinen konservierend auf die Laute wirkt, so darf man es wohl als sehr wahrscheinlich bezeichnen, daß der Starkton der jüngere ist. Hierzu kommt die Beobachtung, daß wir in Ostasien und Zentralafrika musikalischen Ton finden — bei der gelben und schwarzen Rasse — bei der weißen Rasse aber den Starkton. Diese Rasse zeichnet sich vor den andern aus nicht durch größere Handfertigkeit, nicht durch größere Schärfe der Beobachtung, im Gegenteil, die andern sind ihr darin überlegen, sondern sie zeichnet sich aus durch Willen und Urteil, also die Eigenschaften, die im Starkton zum Ausdruck kommen. So werden wir also wohl das Eintreten des Starktons in gewissem Sinn als eine jüngere Phase der Sprachgeschichte ansehen müssen, während die Sprachen mit musikalischem Ton uns eine ältere Form der Sprache bewahrt haben. Für die Entwicklungsgeschichte der afrikanischen Sprachen werden diese Betrachtungen von Wert sein. Kann man doch dasselbe an der Entwicklungsgeschichte der Sprache jedes Kindes beobachten.

Das lallende Kind spricht seine Tiernamen und die wenigen Worte, die es sagt, ohne Starkton, aber mit sehr ausgeprägtem musikalischem Ton. Beim Lesenlernen, beim Aufsagen von Gedichten, bei Vorträgen in der Schule wird ihm dann aber wieder und immer wieder gesagt: „Du mußt auch richtig betonen!" das heißt: „Du mußt Wichtiges und Unwichtiges durch den Starkton unterscheiden." Das ist dem Kinde sehr

unbequem. Es spricht lieber den Vers, ohne auf den Sinn zu achten, in der dem Vers eignen Melodie, und die Prosa in einer bestimmten Sprechmelodie, die besonders in Landschulen für jede Schulklasse als feststehend anzusehen ist. Jeder Neuling pflegt sie sich schnell anzueignen. Wie viel Mühe kostet es dem angehenden Redner, gut und richtig zu betonen, damit man ihm gern und lange zuhört. Wir üben das alles vielfach unbewußt. Aber doch haben wir es mühsam lernen müssen, wir haben das nur vergessen, und, wenn jemand es nicht kann, fällt es uns auf.

Besteht nun in den Sprachen mit musikalischem Ton ein Zusammenhang zwischen dem Sinn und der Tonhöhe? Das ist schwer zu ermitteln, und es ist im Grunde die alte Frage, ob denn jeder Konsonant und jeder Vokal notwendig einen bestimmten Sinn hat. Wir wollen uns auf dies bedenkliche Gebiet nicht begeben; aber das kann ich mitteilen: Im Ewe werden gewisse Lautbilder mit Tiefton gesprochen, wenn sie große Dinge bezeichnen, mit Hochton, wenn es kleine sind z. B. gòlì und gólí „rund" (s. Westermann, Ewe-Grammatik. S. 44).

Das ist ähnlich, wie wir im Kindermärchen mit tiefer Stimme vom Menschenfresser, aber mit hoher Stimme von kleinen Tieren sprechen. Hier besteht also eine Beziehung zwischen Tonhöhe und Bedeutung, die unbestreitbar ist. Sie beruht natürlich darauf, daß große Wesen eben eine tiefe, kleine eine hohe Stimme haben, entsprechend der Größe der Stimmbänder.

Ich habe die beiden verschiedenen Arten der Sprache jede in ihrer Eigentümlichkeit vorgeführt. Da nun aber diese ganz verschiedenartigen Sprachgruppen in Afrika nebeneinander gesprochen werden, ist eine Mischung ja unausbleiblich gewesen, und so finden wir denn, daß in den Bantusprachen neben dem Starkton auch der musikalische Ton eine Rolle spielt. Das ist

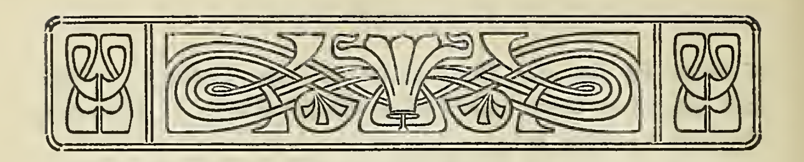
um so mehr der Fall, je mehr die betreffende Sprache sich wie das Duala dem Sudansprachgebiet nähert, es ist um so weniger der Fall, je mehr sie von hamitischen und semitischen Sprachen beeinflußt ist. Im Suaheli verschwindet die musikalische Betonung ganz. Im Hottentottischen, das wir für eine stark mit Buschmannsprache durchsetzte Hamitensprache halten, ist der musikalische Ton neben dem Starkton vorhanden.

Man wird mit Recht die Frage aufwerfen: Aber wer hat denn diese komplizierten und ganz neuen Dinge gefunden?

Nun, da muß ich wieder auf meine alten Freunde, die Missionare, hinweisen. So ganz neu sind die Dinge auch nicht, das deutsche Publikum hat sich bisher nur wenig darum gekümmert. Im Jahre 1857 gab Missionar Schlegel seinen Schlüssel zur Ewesprache heraus, in dem die Tonhöhen schon besprochen sind, in demselben Jahr veröffentlichte der Missionsinspektor Wallmann eine Namagrammatik, in der er die Tonhöhen sogar musikalisch bezeichnete, Endemann fand die Tonhöhen im Sotho im Anschluß an Bleek und Lepsius. Mit dem Missionar Schwellnus fand ich die Töne des Venda und die eigentümlichen doppelten Starktöne. Dasselbe fand ich mit Hilfe von Missionar Nauhaus und Schumann im Konde. Westermann hat uns schließlich in seiner Ewegrammatik ein wahres Meisterstück von vollständiger Darstellung der Tongesetze geliefert. Die Tonhöhen im Tschi entdeckte Missionar Christaller, und er führte zugleich eine praktische Schreibweise des musikalischen Tons ein. Sein Sohn, der Regierungslehrer Christaller, fand die Tonhöhen des Duala, die Gesetze sind durch die Missionare Schuler und Lutz dargelegt. Die Tonhöhen des Nama haben durch Missionar Krönlein eine recht umfassende Bearbeitung erfahren. Sie ist aber aufs beste ergänzt und wesentlich vervollständigt und berichtigt durch den schon genannten ausgezeichneten Jenenser Zoologen Leonhard

Schultze, der sich wie kein anderer in diese Probleme vertieft und mit unserm Lehrer und Meister Eduard Sievers die schwierige Materie bearbeitet hat.

Es ist ein großes Stück Arbeit, das hier deutschem Fleiß und deutscher Gründlichkeit gelungen ist. Was noch fehlt, werden auch wohl Deutsche zu bearbeiten haben. Dahin gehört vor allem die Beziehung von Melodie und Rhythmus in der Sprache zu der Melodie und dem Rhythmus in der Musik. Wie eng das zusammengehört, ist daran zu sehen, daß im Sudan eine eigene Trommelsprache erfunden ist, die heute noch viel geübt wird. Es ist das Verdienst des Berliner psychologischen Instituts, die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf das Studium der exotischen, auch der afrikanischen Musik gerichtet zu haben. Hoffen wir, daß auch diese Studien im deutschen Volk, dem Volk der Musik, das Verständnis und die Anerkennung finden, die sie verdienen. Auch das wird dazu helfen, daß wir unsere eigene Sprache und und unsere eigene Musik immer besser verstehen lernen in Melodie und Rhythmus.



5. Die Entwicklungsgeschichte der afrikanischen Sprachen.

Die ganz verschiedene Art der afrikanischen Sprachen läßt sich am besten an konkreten Beispielen klar machen. Ich werde als Muster drei Sätze nehmen und zwar einen aus dem Ewe, einer Sudansprache, einen aus dem Suaheli, einer Bantusprache, und einen aus dem Somali, einer Hamitensprache.

Der Satz: „Er gab den Kindern den Griffel" lautet auf Ewe: e-tso kpe-nlo-nu la na de-vi-wo.[1]) Es ist im Ewe üblich, die Worte ohne Bindestrich zusammenzuschreiben. Man kann sich aber leicht überzeugen, daß diese zusammengeschriebenen Worte einfach in einsilbige Wurzeln zerfallen, von denen jede auch allein gebraucht werden kann. Der Satz bedeutet nun wörtlich: e „er", tso „nehmen", kpe „Stein", nlo „schreiben", nu „Ding, etwas." „Stein-schreibt-etwas" ist ein Griffel; la bestimmter Artikel, der unveränderlich ist, also eine Art Demonstrativpartikel; na „geben", de, sonst meist a-de „jemand, einer", vi „Kind". Vi steht meist in Zusammensetzungen, wo angegeben ist, wessen Kind es ist. Hier handelt es sich um irgend welches

1) Die sonst üblichen diakritischen Zeichen lasse ich fort.

Kind, also sagt man de-vi „jemandes Kind"; wo „sie" wird als Zeichen des Plurals angehängt, wenn die Pluralität nicht ohnehin klar ist. Wo wird aber auch selbständig gebraucht. Der Satz heißt also wörtlich: „Er nehmen Stein-schreiben-etwas den geben Jemandes-Kind-sie", „er nahm den Griffel gab Kindern." Der Stamm tso ist also nicht verändert; e „er, sie es" wird einfach davor gesetzt, und so kommt eine Form zustande, die man für die Erzählung gebraucht. Man kann aber nicht einfach sagen: „Er gab den Kindern den Griffel", da ein Kasuszeichen nicht vorhanden ist, durch das man Akkusativ und Dativ unterscheiden kann. Man beschreibt die Sache also, wie sie gewesen ist, und sagt: Er nahm den Griffel, gab den Kindern. In ähnlicher Weise wird jedes Verbum, das eine zusammengesetzte Tätigkeit schildert, in die einzelnen Phasen dieser Tätigkeit zerlegt. Der Griffel war den Leuten nicht bekannt; sobald sie ihn sahen, nannten sie ihn nach seiner Tätigkeit also „Stein-schreibt-etwas". Ebenso ist eine Uhr ein „Eisen-schlägt-selbst", ein Nagel ein „Eisen-Kopf-breit", eine Küche ein „Etwas-kochen-Platz". Alle diese Benennungen zerfallen also in lauter einzelne, selbständige Wurzeln. La gibt an, daß es sich um einen bestimmten Griffel handelt, und es sieht aus wie ein Artikel, also eine Art Bildungselement. Das ist aber nur scheinbar; denn es steht oft nach einem ganzen Satz als „Satzartikel", ist also nicht mit unserem Begriff des Artikels identisch. Na „geben" enthält nicht noch einmal das Fürwort „er", man sieht also, daß dies Fürwort nicht eine Konjugation in unserem Sinne hervorruft. Kpenlonu ist abhängig als Objekt von tso, hinter dem es steht, deviwo von na. Irgend welches andere Zeichen der grammatischen Zugehörigkeit als die Stellung gibt es nicht. Es handelt sich also um eine Anzahl von Wurzeln, die unveränderlich sind und einfach aufeinander einwirken. Wenn wir diese

Einwirkung unter der Form einer Multiplikation uns vorstellen wollen und die Wurzeln mit Buchstaben bezeichnen — ich wähle für sie absichtlich große Buchstaben aus einem später deutlich werdenden Grunde — so ist das Schema des Satzes A B C · D E · F · G · H · I · K. Wenn wir unberücksichtigt lassen, daß der Sinn dieser Wurzeln ein verschiedener ist und nur auf die Form sehen, so können wir jede Wurzel mit R bezeichnen und haben dann R^{10} oder mit bezug auf einen beliebigen Satz R^n als Schema für die Sprache. Ich habe die Sache absichtlich so rein schematisch behandelt, weil die Unterschiede dann am klarsten hervortreten.

Nehmen wir einen Suahelisatz — ich wähle nicht denselben, sondern einen, an dem die charakteristischen Bildungen des Suaheli sich gut zeigen lassen.

Ki-le ki-su ki-kuku-u ki-me-vi-khata vi-le vi-dole vy-a m-toto m-dogo. „Das alte Messer hat die Finger des kleinen Kindes geschnitten.“ Hier muß zunächst beachtet werden, daß die Vorsilben ki-, vi- und m- die drei Substantiva ki-su „Messer“, vi-dole „die Finger“ und m-toto „Kind“ bezeichnen als zu bebestimmten Kategorien oder Klassen gehörig. Ki-, m- heißt für sich selbst gar nichts, sondern es gibt nur an, daß das e i n e ein Werkzeug, das andere ein Mensch ist. Wir haben also hier zu unterscheiden Vorsilbe und Stamm des Wortes. Die Vorsilbe bedeutet für sich nichts, und der Stamm auch nicht, sondern Vorsilbe und Stamm geben zusammen erst ein Wort. Der Stamm -kuku-u ist von dem Stamm -ku-u durch Wiederholung gebildet, und dieser Stamm kommt von einer hypothetischen Wurzel -kul- her, deren Endvokal uns nicht sicher bekannt ist. D Wurzeln sind hier also meist nicht im Gebrauch, nicht einmal die davon abgeleiteten Stämme, sondern die von den Stämmen abgeleiteten Worte. Ki-, vi-, m- geben aber nicht nur an,

in welche Gruppe von Begriffen die Worte gehören, sondern sie geben auch an, ob es Singular oder Plural ist. Vi- ist z. B. der Plural zu ki-. „Die Messer" heißt also vi-su, „der Finger" ki-dole. Der Plural zu m-toto heißt wa-toto. Die Vorsilben zeigen aber weiter an, welche Worte grammatisch zu den Substantiven gehören; denn jedes solche Wort bekommt die Vorsilbe des betreffenden Substantivs. Ki-le „jenes, das" gehört also zu ki-su, aber vi-le zu vi-dole, ebenso m-dogo „klein" zu m-toto. Ebenso gehört ki-kuku-u „alt" zu ki-su und der Genetiv vy-a m-toto m-dogo „des kleinen Kindes" zu „vi-dole", und sie erhalten die Vorsilbe des Wortes, von dem sie grammatisch abhängen. Vy- steht statt vi- wegen des folgenden a. In der Verbalform kimevikhata „es hat sie geschnitten" ist das Messer Subjekt, deshalb muß ki- voranstehen. Dann folgt -me- als Zeichen der Vollendung, dann -vi- auf vi-dole bezogen, da vi-dole Objekt ist, und schließlich der Stamm khat-a „schneiden", dessen Endung -a eine alte Tempusendung ist.

Hier ist also der Aufbau eines Wortes ganz anders als in den Sudansprachen. ki-me-vi-khata besteht aus dem eigentlichen Stamm -khat- und drei Vorsilben und einer Nachsilbe. Wir wollen den Stamm als R bezeichnen und Vor- und Nachsilben mit p und s. Dabei wählen wir für p und s kleine Buchstaben, um anzudeuten, daß diese Silben eben für sich nichts bedeuten, sondern nur im Zusammenhang mit dem Stamm eine Geltung haben. Wir wollen auch hier wieder durch Multiplikation die Beeinflussung der verschiedenen Elemente ausdrücken und außer acht lassen, daß ki-, me-, vi- verschiedenen Inhalt haben, wollen sie also rein formal jedes = p setzen. Dann ergibt sich die Formel p^3Rs. Nun ist aber die Anzahl der möglichen Präfixe vor dem Wort verschieden, und die Anzahl der Suffixe ist noch verschiedener, sie kann weit über drei be-

tragen. Wir müssen also als allgemeine Formel[1]) ansetzen p^nRs^n. Wir finden also einen sehr wesentlichen Unterschied von der Formel für das Ewe. Dort hatten wir nur reine Wurzeln, hier die Wurzeln durch Präfixe und Suffixe erweitert zu Stämmen. Außerdem fanden wir dort keinerlei Zeichen der Satzkonstruktion, hier p fortgesetzt in der Funktion die Zugehörigkeit der Satzteile auszudrücken. Dort gab es keine Einteilung der Begriffe in bestimmte Klassen, hier strenge Einteilung nach Klassen, dort keine eigentliche Pluralbildung — hier verschiedene Plurale für die verschiedenen Klassen. Es ist klar, daß es sich um etwas grundsätzlich anderes handelt.

Wir kommen nun zu einem Beispiel aus den Hamitensprachen? Ich nehme den Somalisatz: Nin-ki yi-di: ku ma a-qán. „Der Mann sprach: Ich kenne dich nicht." Nin-ki „Mann" besteht aus dem Stamm, und dem männlichen Artikel -ki. Er kann auch -ka und -ku lauten, eine Abänderung, die verblüffend an arabische Kasusendungen erinnert, allerdings nicht damit identisch ist. Yi-di „sprach" kommt her von einem Verbum dah, deh „sagen". Wie im Deutschen „gib" und „gab" von demselben Stamm herkommt, so wird auch hier mit dem Wechsel des Stammvokals der Wechsel der Zeit ausgedrückt. Dasselbe ist bei qan „kennen" der Fall, das in andern Formen qin lautet; yi-di ist nun die dritte Person. Die andern lauten idi „ich sprach" ti-di „du sprachst". Ähnlich bei aqán „ich kenne", „du kennst" lautet ta-qan, „er kennt" ya-qan. Wer hebräisch oder arabisch versteht, wird mir zugeben, daß die Übereinstimmung hiermit wieder verblüffend ist. Aber auch der Deutsche wird finden, daß ihm diese Art zu reden erheblich verständlicher ist, als alles, was wir oben schilderten. An den

1) Eine Formel für den Satz will ich absichtlich nicht aufstellen, da die Sache dann kompliziert und unübersichtlich wird. Wort und Satz sind hier deutlich von einander geschieden.

Worten ku „dich“ und ma „nicht“ ist nichts besonderes zu erklären. Aber auf eine Eigentümlichkeit des Somali, die sehr wichtig ist, möchte ich noch hinweisen: Das grammatische Geschlecht; -ki, -ka, -ku ist wie gesagt männlicher Artikel. Daneben gibt es auch einen weiblichen Artikel.

Wir haben hier also eine Art zu reden, die wie das Deutsche oder Arabische die Worte nicht nur durch Vor- und Nachsilben verändert, sondern auch durch einen Wechsel des Stammvokals. Neben dem Stamm qan, der vielleicht eine Wurzel ist, steht also der Stamm qin, wir können also hier nicht nur R annehmen, sondern müssen R_1 und R_2 sagen, und wenn wir daran denken, daß eine Anzahl hamitischer Sprachen noch weitere Veränderungen des Stammes kennen, so müssen wir R_n ansetzen. Die Präfixe und Suffixe haben wir bereits erwähnt, und wir bekommen also das Schema eines Wortes unter den früheren Voraussetzungen $p^n R_n s^n$. Eine Formel für den Satz aufzustellen ist auch hier unzweckmäßig, da die Sache dann zu kompliziert wird. Es liegt auf der Hand, daß diese Form der vorigen erheblich näher steht als der ersten, und wir hätten also drei verschiedene T y p e n d e r S p r a c h e, die man mit einem landläufigen Ausdruck bezeichnet als isolierende, agglutinierende, flektierende Sprache. Eine solche Unterscheidung ist sehr nützlich, um sich den Sachverhalt einmal klarzumachen. Aber man wird ja nicht daran zweifeln können, daß sich die Formen nicht immer typisch rein erhalten. Wir haben oben beim Ewe bereits gesehen, daß la eine Art Artikel ist. In vielen Fällen wird es zu a und verschmilzt sogar mit dem vorhergehenden Vokal. Da beginnt also die selbständige Wurzel zu einem Suffix zu werden. Wir sagten, daß de „einer“ sonst auch in der Form ade auftritt. Dies a- findet sich in vielen Substantiven. Es hat auch einmal gewiß seine Bedeutung gehabt, die

ist aber vergessen, und so ist a- heute zu einem substantivbildenden Präfix geworden. Ati heißt Baum. Wie ich nun deutsch „-baum" an eine Reihe von Baumnamen hänge, z. B. „Eichbaum", „Fichtenbaum", „Lindenbaum", so geschieht es auch hier, und so kann eine Klasseneinteilung angebahnt werden, indem alle Bäume auf -ti endigen. Also man sieht, daß Präfix- und Suffixbildung und sogar Klasseneinteilung sich aus einer isolierenden Sprache entwickeln könnten. Weit klarer noch ist der Übergang von den agglutinierenden zu den flektierenden Sprachen. Es unterliegt z. B. keinem Zweifel, daß das Perfektpräfix -me- des Suaheli ein altes Perfektum von maa „vollenden" ist. Wie hier der Wechsel von a zu e vorliegt, so auch sonst beim Perfektum im Bantu. So bildet z. B. das Konde von angala „sich wohlbefinden" das Perfektum angele und von 'bona „sehen" sogar 'bwene. Freilich, wenn man diese Formen genauer ansieht, erkennt man, daß sie eigentlich nicht durch Ablaut entstanden sind, sondern durch Zusammenziehung aus längeren Formen und mit reiner Suffixbildung. Aber das ist im Somali nicht anders. Das Unterscheidende der beiden Zeitformen im Somali ist ein a oder i. In qan, qin ist dies nun wahrscheinlich in den Stamm eingedrungen. Wir sehen also, daß die Grenzen der Sprachtypen fließende sind, und daß wir die Möglichkeit zugeben müssen, daß sich der eine Sprachtypus allmählich zu einem andern entwickelt hat. Wenn wir die isolierenden Sprachen als die einfachste Form menschlicher Rede ansehen, dann wären sie also auch hier der Anfang. Man müßte dann annehmen, daß viele Wurzeln zu bloßen Präfixen und Suffixen herabgesunken sind und so eine Klasseneinteilung entstand. Im Laufe der Zeit ist dann durch Präfixe oder Suffixe eine Veränderung der Stammsilbe eingetreten, und die Klasseneinteilung ist überwuchert worden von einer anderen Unterscheidung, die ursprüng-

lich Person und Sache bedeutet und dann sich zu Maskulinum und Femininum ausgestaltet[1]). So hätten wir eine gleichmäßig fortschreitende Entwicklung, von der manche Zwischenglieder sich auch tatsächlich würden nachweisen lassen.

So sieht die Sache aus, lediglich literarisch, buchmäßig betrachtet. Werfen wir aber einen Blick auf die somatische Erscheinung der Afrikaner und ihre ethnographische Unterschiedenheit, dann muß uns dieser Entwicklungsgang sehr unwahrscheinlich vorkommen. Wir finden neben den Pygmäen und Buschmanntypen, die wir einmal beiseite lassen wollen, den Typus des Sudannegers auf der einen und des Hamiten auf der andern Seite. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieser Sudanneger sich somatisch von der weißen Rasse stark unterscheidet, und ebenso kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Hamit in ganz auffallender Weise an arabische und europäische Erscheinungen erinnert. Wenn nun auch seine Sprache, wie wir sehen, in sehr wesentlichen Punkten mit dem Typus europäischer und semitischer Sprachen übereinstimmt, dann kann man es wohl kaum für wahrscheinlich ansehen, daß diese Sprache sich geradlinig aus einer Sprache entwickelt haben soll, die mit den Sudansprachen im wesentlichen zusammengehört. Dazu kommt, daß der Hamit als Viehzüchter und Krieger eine höhere Stellung einnimmt, als der dem Hackbau obliegende Sudanneger, bei dem die Viehhaltung immer etwas Fremdartiges, Angelerntes ist. Und sieht man nun ins Bantugebiet, so begegnen uns hier neben rein negermäßigen Individuen andere, die uns nach Körperbau und Lebenshaltung auffallend an Hamitisches erinnern. Es scheint also demnach so zu sein, daß eine dunkelhäutige, wollhaarige Urbevölkerung in Zentralafrika einer hellfarbigen, lockenhaarigen Bevölkerung in Nordafrika gegenüberstand. Diese hellfarbigen

1) Siehe unten.

Hirten haben dann die dunkelfarbigen zurückgedrängt, unterworfen und mannigfach durchsetzt. So entstanden Mischvölker, von denen die Bantu das größte sind, indem man z. B. in Ruanda die Elemente, aus denen das Volk zusammenschmolz, noch wohl unterscheiden kann. Diese Annahme würde anthropologisch und ethnographisch, übrigens auch historisch wohl erheblich wahrscheinlicher sein als die oben bezeichnete geradlinige Entwicklung.

Aber es ist immer mißlich, wenn man Argumente aus einer fremden Wissenschaft und einem andern Zusammenhang herholen muß, um einen Beweis zu führen, und anthropologische und linguistische Zugehörigkeit fällt nicht zusammen. Die Neger der Vereinigten Staaten sprechen Englisch und sind darum doch keine Indogermanen. Man kann allerdings einwenden, daß doch eine Wissenschaft der andern aushelfen muß, und daß ja auf der Hand liegt, daß die schwarze und die weiße Rasse sehr lange voneinander getrennt gewesen sein müssen, ehe sie aufeinandertrafen, und daß es sehr wahrscheinlich ist, daß die Art ihrer Sprache sich in dieser Zeit sehr verschieden ausgebildet haben muß — aber die Frage bleibt doch, ob denn nicht auch rein linguistisch sich Momente geltend machen lassen, durch die es wahrscheinlich wird, daß wir es in Afrika nicht mit einer geradlinigen Entwicklung zu tun haben, sondern mit dem Zusammentreffen von völlig verschiedenartigen Sprachtypen. Ich kann hierfür zunächst zwei Tatsachen anführen, die mir sehr wichtig zu sein scheinen. Das eine ist der Unterschied der Betonung, das andere die Wortstellung.

Wir haben vorigesmal gesehen, daß die Sudansprachen den musikalischen Ton haben und den dynamischen im wesentlichen nicht kennen. Die Hamitensprachen haben den dynamischen Ton, und der musikalische tritt zurück. Wir sahen, daß im Bantu

der musikalische Ton am meisten Geltung hat, wo die hamitische Beimischung am schwächsten ist, und daß er verschwindet unter hamitischem und semitischem Einfluß. Der Starkton aber ist hier überall in Geltung. Man könnte ja nun annehmen, daß eben auch hier der musikalische Ton allmählich zurückgetreten und der Starkton hervorgetreten ist, bis er in nordafrikanischen Sprachen ganz zur Herrschaft kam. Aber es ist allerdings nicht sehr wahrscheinlich.

Ausgeschlossen ist diese Annahme bei der Wortstellung. In den Sudansprachen tritt der Genitiv stets vor das Wort, von dem er abhängig ist, das Subjekt steht vor dem Verbum. Die Normalstellung im Hamitischen ist, soviel ich sehe, die umgekehrte: der Genitiv steht hinter dem Nomen, von dem er abhängig ist, das Subjekt hinter dem Verbum. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß eins sich aus dem anderen entwickelt hat; denn beides hängt mit der verschiedenen Denkweise zusammen. Wenn der Sudanneger sagt: „Des Knaben Mütze," so ist ihm das selbstverständlich; denn der Knabe muß erst da sein, ehe er eine Mütze bekommt. Ebenso sagt er: „Der Knabe ruft"; denn der Knabe ist erst, und dann das Rufen. Der Nordafrikaner legt nicht darauf Gewicht, in welcher Reihenfolge die Dinge geschehen, sondern als unser Vetter fragt er nach dem Wichtigen, der Hauptsache, zuerst. Wenn er also von der Mütze und nicht von dem Knaben sprechen will, fängt er auch mit der Mütze an und sagt: „Die Mütze des Knaben." Ebenso wenn er erzählt, daß der Knabe ruft, dann ist das die Hauptsache, und er sagt: „Es ruft der Knabe." Das ist das allgemeine Schema, das besonders im Berberischen sehr klar ist. Auch findet sich hierin eine merkwürdige Übereinstimmung der hamitischen mit den semitischen Sprachen, und so werden wir wohl nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß sie eben als Sprachen der weißen Rasse ursprüng-

lich zusammengehören und von denen der schwarzen verschieden waren. Selbstverständlich gibt es daneben allerlei Umschreibungen, und die jahrtausendelange Berührung hat auch hier Mischformen geschaffen. Den direkten Beweis dafür haben wir in semitischen Sprachen Abessyniens, wo die Stellung des Genitivs vor dem regierenden Wort allen Regeln der semitischen Sprachen zuwiderläuft. Wenn das in einer Semitensprache geschehen kann, die notorisch aus Arabien eingewandert ist, wie vielmehr in den Hamitensprachen, die länger schon in Afrika gesprochen werden. Solche Mischform haben wir z. B. im Hottentottischen. Sie liegt aber auch im Bantu vor. Denn hier steht der Genitiv stets nach dem regierenden Nomen. Das Subjekt steht oft vor dem Verbum; aber im Suaheli steht es sehr häufig nachher. Also auch hier zeigen sich die Spuren der Mischung. Ich glaube nicht, daß man die Unterschiede der Stellung einfach aus der Entwickelung erklären kann. Sie erklären sich aber ungesucht, wenn man zwei ursprünglich ganz verschiedene Sprachformen annimmt. Dazu kommt noch folgendes. Wir sagten oben, daß eine Klasseneinteilung sich ergeben **kann**, wenn z. B. das Suffix -ti überall „Baum" bedeutet. Wir haben aber in den Sudansprachen keinerlei Anhalt, daß irgendwo eine Klasseneinteilung auf diesem Wege tatsächlich entstanden ist. Wo sich Ansätze dazu finden, liegt der hamitische Einfluß auf der Hand. Also auch diese Tat des Urteils war Sache der weißen Rasse, daß man die Dinge nach Klassen, nach Gruppen einteilte. So ist es schon in der einfachsten, uns zugänglichen Hamitensprache, dem Ful, und seine Übereinstimmungen mit dem Bantu sind so mannigfaltig, daß ich nicht mehr den Mut habe, den Zusammenhang zwischen beiden zu leugnen. Es fehlt also auch hier die Brücke von den Sudansprachen zu den Hamitensprachen. Es wird also wohl so sein, daß eine dem Ful ähnliche Sprache, die

die bezeichneten charakteristischen Eigentümlichkeiten des Hamitischen im wesentlichen besaß, mit dem Sudansprachgut verschmolz und so die Bantusprachen bildete. Das Ful fing an, neben die Klasseneinteilung, wie sie das Bantu hat, eine andere Einteilung zu setzen. Es schied zwischen Person und Sache, Großem und Kleinem. Die alte Klasseneinteilung trat später zurück, die Personenklasse wurde Maskulinum, die Sachenklasse Femininum, also eigentlich Neutrum. Dieser Zustand findet sich heute in den sämtlichen Hamitensprachen einschließlich des Hottentottischen, das allerdings eine starke buschmännische Beimischung hat. Das „Neutrum" des Hottentottischen ist ein unbestimmter Artikel, der für beide Geschlechter gemeinsam ist, also kein Neutrum im Sinne der deutschen Grammatik.

Die Klasseneinteilung macht sich in den meisten Hamitensprachen in der Wortbildung und in der Pluralbildung noch vielfach bemerkbar — für die eigentliche Grammatik ist sie überwunden.

Während wir also eine feste Grenze zwischen den isolierenden und den nichtisolierenden Sprachen angenommen haben, hat sich die Grenze zwischen agglutinierenden und flektierenden Sprachen nicht so genau innehalten lassen. Hier sind Übergänge tatsächlich vorhanden. Es wird also wohl so sein, daß die Hamitensprachen etwa in der Entwickelungsstufe des Ful in Afrika zuerst auftreten. Man kann nun einwenden, daß dem ja doch auch eine Entwickelung vorangegangen sein muß; das ist allerdings sehr wahrscheinlich, und es ist ja möglich, daß die älteste Form auch hier isolierend war. Aber diese Form haben wir nicht, und wenn sie hypothetisch erschlossen wird, sind wir nicht mehr sicher, ob wir noch auf dem Boden der afrikanischen Sprachen sind. Denn wir wissen nicht, woher die hellfarbigen Menschen kommen. Zogen sie von Europa nach Afrika oder von

Asien? Oder war Nordafrika ihre Heimat? Darüber können wir heute nichts sagen. Wichtiger als das scheint mir das Resultat zu sein, daß wir neben allerlei Mischformen zwei voneinander getrennte Sprachtypen in Afrika haben, von denen der eine heute noch auf der isolierenden Stufe steht, während der andere von vornherein agglutinierend auftritt und sich zur flektierenden Form weiter entwickelt hat. Die Sache hat, soviel ich sehe, eine Bedeutung besonders für das Studium der semitischen und vielleicht auch der indogermanischen Sprachen. Wir können hier den Ablaut, die Reduplikation, die Unterschiede der Pluralbildung, das grammatische Geschlecht im Werdezustand beobachten, was in den fertigen Sprachen Asiens und Europas nicht möglich ist.[1]) Ich halte es also nicht einmal für ausgeschlossen, daß wir hier das so lange schmerzlich gesuchte Bindeglied zwischen semitischer und indogermanischer Sprache finden. Wir würden damit in der glücklichen Lage sein, endlich in Übereinstimmung mit den Anthropologen zu kommen, die die Zusammengehörigkeit der Semiten, z. B. mit den Griechen immer behauptet haben, und so darf unsere unscheinbare afrikanische Linguistik vielleicht einen Beitrag liefern zur Lösung von wichtigen Fragen der Menschheitsgeschichte.

---

1) Siehe den letzten Vortrag.



6. Die praktische Bedeutung der afrikanischen Linguistik.

Das nächste praktische Bedürfnis, das zur Erlernung fremder Sprachen drängt, ist der Handel. Der schweifende Jäger hat wenig Verkehr mit Leuten anderer Stämme. Er braucht ein sehr großes Jagdgebiet, um sich und die Seinen ernähren zu können, und andere Sippen sind lästige Konkurrenten. Er hat wenig Gelegenheit mit andern zu sprechen und wenig Neigung dazu. Der Bauer, der an seine Scholle gebunden ist, hängt eng mit seiner Heimat zusammen, und sein Interesse führt ihn nicht in die Fremde. Fremde Menschen sind ihm Feinde, deren er sich erwehrt, vor denen er flieht, so gut er kann, mit denen zu reden aber wenig Zweck für ihn hat. Der Nomade kommt wohl mit anderen Sippen seines Stammes in Berührung und pflegt in freundschaftlicher Rivalität und im Konnubium mit ihnen zu leben. Aber er findet bei ihnen schon wegen des Konnubiums dieselbe Sprache vor. Die Angehörigen fremder Hirtenstämme sind seine Feinde, die Bauernvölker, mit denen er zusammentrifft, werden von ihm verachtet, ausgeraubt und geknechtet. Am Er-

lernen ihrer Sprache hat er kein Interesse. Man wird in allen diesen Fällen vereinzelte Ausnahmen konstatieren können; aber im wesentlichen werden die Dinge nach diesem Schema laufen müssen. Der Mensch, der ein Interesse am Verkehr mit Leuten fremder Zunge hat, ist der Händler. Er will Waren austauschen von einem Volk zum andern, und zu diesem Zweck muß er sich mit den Leuten verständigen können. Das ist schon so bei dem primitiven Tauschverkehr, wie ihn die Jägervölker Afrikas mit den Bauernvölkern zu haben pflegen. Wenn man zunächst auch der Pflanzung des Bauern etwas Kost entnimmt und dafür ein Stück Wildfleisch hinlegt, bei längerem Verkehr bildet sich doch eine Art Geschäftsfreundschaft heraus, die auch mündlich verhandelt. So kommt es, daß die Pygmäen in der Regel etwas von der Sprache der benachbarten Bauernvölker verstehen. Nicht anders ergeht es aber dem Bauern selbst, sobald er angefangen hat, etwas reichlicher zu ernten. In ganz Afrika sind die Märkte bei den Bauern ausgebildet und beliebt, und Leute verschiedener Zunge kommen da zusammen und tauschen ihre Waren aus. Das wird durch die Handwerker noch belebter, die nicht mehr nur für den eignen Bedarf, sondern für den Verkauf Töpferwaren, Matten, Körbe, Eisen- und Bronzewaren herstellen. Es ist der Handel in der einfachsten Form, wo jeder seine Ware, die er selbst erzeugt, auf den Markt bringt. Auch der Hirt beteiligt sich schließlich daran. Gegen Vieh oder Fleisch tauscht er vor allem Eisenwaren ein als Waffe und Schmuck, dann auch Kleider und Pflanzenkost, besonders für Frauen, Kinder und alte Leute.

Die Entwicklung eines besondern Händlerstandes, der nicht mehr eigne Erzeugnisse, sondern fremde Ware verkauft, lehnt sich im Innern an die Raubzüge der Hirtenvölker, an der Küste an die Fischereibevölkerung an.

Der friedliche Warenaustausch wird unterbrochen durch wilde Kriegszüge, in denen eine Fülle zusammengeraubten Gutes den Siegern in die Hände fällt. Der kriegerische Teil des Volkes wird auf neue Siege hindrängen, der weniger kriegerische den erworbenen Reichtum durch Tausch zu mehren und nutzbar zu machen wissen. So gehen Raub und Handel vielfach Hand in Hand, in Afrika seit uralten Zeiten besonders auch Menschenraub und Menschenhandel. Bei diesen Raubzügen großen Stils werden wir uns wieder daran erinnern, daß die Afrikaner ja nicht eine einheitliche Rasse darstellen, sondern daß sie in der Hauptsache auf zwei Typen zurückgehen, die schwarze und die weiße Rasse. Die Schwarzen treten hier als Knechte, als Beraubte, die Weißen als Räuber, als Herren auf. Seit Menschengedenken hat es schwarze Sklaven unter den Weißen gegeben, weiße Sklaven unter den Schwarzen sind immer eine Ausnahme gewesen. So wird denn das Entstehen von Handelsvölkern in Afrika mit der weißen Rasse in der Regel zusammenhängen.

Daß der Fischer, der durch das Verkaufen seiner Fische auf den Märkten schon an den Handel gewöhnt ist, zunächst ein vorzügliches Bindeglied zwischen dem über See ankommenden Fremden und der eingeborenen Bevölkerung ist, liegt auf der Hand. Er bietet den natürlichen Stützpunkt für Seefahrt und Seehandel.

Wenn man an die ungeheure sprachliche Zerrissenheit Afrikas denkt, wird man ermessen können, welche außerordentlichen Schwierigkeiten dem Handel hier entgegenstehen. Alle jene fremdenfeindlichen Tendenzen, die wir beim Jäger, beim Hirten, beim Bauern genannt haben, sind ja verstärkt durch Sprachverschiedenheit und dienen selbst dazu, die Sprachverschiedenheit zu verstärken. Wo nicht größere politische Einheiten unter der

Hand eines Herrschers entstanden sind, da ist die Sprachzerrissenheit verwirrend. Wenn nun auch der Kleinhandel sich damit aushilft, daß man die Sprache des Nachbarvolkes notdürftig erlernt, für den großen Händler, der in wochenlangen Märschen fremde Städte aufsucht, kann das nicht genügen. Alle paar Tagereisen kommt er durch ein anderes Sprachgebiet. Hier ist nichts zu machen, als daß man eine Sprache als Handels- und Verkehrssprache einführt, die von allen diesen kleinen Stämmen für Handelszwecke angenommen wird. Wo ein Herrenvolk eine größere politische Einheit schuf, wie die Araber im Norden Afrikas, wie die Ful im Sudan, da wird ihre Sprache selbstverständlich die Sprache des Handels sein — freilich nicht erheblich über die Grenzen ihres direkten politischen Einflusses hinaus.

Diese Herrensprachen haben nämlich einen Fehler, der sie für Handelszwecke wenig geeignet erscheinen läßt. Sie sind zu schwer. Sie enthalten altertümliche, fremdartige Lautformen und besitzen eine komplizierte Grammatik — beides Eigenschaften, die eine Handelssprache nicht haben darf. Die Handelssprache muß Laute haben, die auch von Fremden leicht, wenigstens annähernd richtig gesprochen werden können, und sie muß grammatische Formen haben, die auch der Fremde bald sich aneignet. Die Handelssprache muß nicht schwer sein, sie muß biegsam sein und leicht fremde Elemente aufnehmen.

Eine solche Handelssprache für den westlichen Sudan ist geschaffen im Haussa. Die Sprache ist ihrem Bau nach hamitisch — aber es sind nicht reine Hamiten, die sie sprechen, sondern Hamitensklaven, vernegerte Hamiten. Und so hat die Sprache denn alle schweren Laute und Lautverbindungen abgestreift. Eine Sudansprache ist sie darum nicht, sie hat nicht einsilbige Wurzeln und nicht musikalischen Ton. Aber der Sudan-

neger kann sie doch verhältnismäßig leicht erlernen, ebenso der Araber und der Europäer. Da die Haussa Mohammedaner sind, hat die Sprache eine große Fülle arabischen Lehnguts aufgenommen, besonders religiöse und Kulturausdrücke. Sie hat arabische Schrift sich angepaßt und ist so für Millionen Menschen im westlichen Sudan ein vorzügliches Verständigungsmittel für den mündlichen und schriftlichen Verkehr. Dabei ist sie ganz aus den praktischen Bedürfnissen des Handels herausgegewachsen.

Ähnlich stand es mit dem Suaheli in Ostafrika. Araber, Perser, Inder, die an Afrikas Ostküste raubten und handelten, benutzten die Sprache der Küstenbevölkerung, also der Fischer und Händler, als Verständigungsmittel. Sie haben sie bereichert mit Hilfe persischer, arabischer, indischer Worte, haben ihre zu komplizierten Formen vereinfacht und sie so zu einem vorzüglichen Verständigungsmittel für die Völker Ostafrikas gemacht. Natürlich ist das nicht bewußt und systematisch geschehen, sondern es hat sich aus der Sache selbst, aus dem praktischen Bedürfnis mit Notwendigkeit ergeben. So kommt es, daß diese Sprache nicht nur in Zentralafrika immer weiter erobernd auftritt, sondern daß sie auch an den großen Hafenplätzen an den Küsten des Indischen Ozeans verstanden wird.

Der europäische Handel ist in Afrika zunächst ebenfalls als einfacher Raub aufgetreten. Wenn man auch hier und da Ansätze zu legitimem Handel machte, so führte bald die Unkenntnis der Sprache zu Reibungen, und die gaben den willkommenen Anlaß zu bewaffnetem Einschreiten und zum Raub. Im Laufe der Zeit wurde das anders. Wenn man auch die Periode des Sklavenhandels noch nicht als den Beginn geordneter Handelsbeziehungen zu Afrika bezeichnen kann, da Sklavenhandel und Menschenraub zusammengehören, so hat sich doch im Laufe der

Zeit aus diesen barbarischen Formen ein regelrechter Tauschverkehr und an manchen Stellen bereits Kauf und Verkauf nach europäischem Muster und in großem Umfang entwickelt. Dadurch erwuchs nun auch für den Europäer die Notwendigkeit, sich mit den Eingeborenen zu verständigen. In Ostafrika hat der europäische Kaufmann das Klügste getan, was er tun konnte, er hat die schon vorhandene Handelssprache, das Suaheli, benutzt und wesentlich zu ihrer Weiterverbreitung beigetragen. Dadurch hat er ein Mittel in der Hand, mündlich und schriftlich mit Eingeborenen verschiedener Stämme zu verkehren. In Nordafrika hat er sich natürlich des Arabischen bedient bis tief in den Sudan hinein. In Südafrika war die Einwanderung von Europäern so stark, daß ihre Sprache als die Sprache der Herren auch als Handelssprache Eingang fand. Anders haben sich die Sachen in Westafrika gestaltet. Das Haussa ist eine ausgesprochene Inlandsprache und kam für den europäischen Kaufmann erst in Betracht, wenn Reisen in das Innere möglich waren. Zunächst beschränkte sich der Handel aber auf die Küste und hat ja erst in den letzten Jahrzehnten sich mehr und mehr den Weg ins Innere erobert. An der Küste aber hat keine afrikanische Sprache als Handelssprache für große Gebiete Eingang gefunden, sondern die Sprache, die hier als Handelssprache fungiert, ist das Negerenglisch.

Man darf hierbei nicht an richtiges Englisch denken. Es ist vielmehr eine Anzahl von englischen Vokabeln, die nach der Syntax der Sudansprachen zusammengestellt werden. Das Material der Sprache ist im wesentlichen englisch, die Form ist negerisch. So abscheulich diese Mischsprache ist, so unentbehrlich ist sie doch für die Zwecke des Handels. Ob wir freilich gut getan haben, die Ausdehnung dieser Sprache auch in der deutschen Kolonie Kamerun zu begünstigen, ist eine andere Frage, bei der aber

nicht das Handelsinteresse, sondern das politische Anlaß gibt zu kritischen Erwägungen.

Wenn wir von diesen großen Handelssprachen für weite Gebiete absehen, so ist eine Beschäftigung mit weniger ausgedehnten Sprachen für den europäischen Kaufmann doch nicht ausgeschlossen. Es liegt ja auf der Hand, daß ein Kaufmann mit größerer Aussicht auf das Vertrauen der Eingeborenen rechnen kann, der mit ihnen zu reden versteht, als der auf die Hilfe eines Dolmetschers angewiesen ist, den er nicht kontrollieren kann. Bei dem wachsenden Interesse, das man in Europa an den Eingeborenenkulturen Afrikas nimmt, ist zu erwarten, daß die wirtschaftliche Hebung der Eingeborenen und ihre Kaufkraft schnell fortschreitet, und um so wertvoller wird dann die Kenntnis ihrer Sprachen sein. Das praktische Interesse des Handels an der immer besseren Kenntnis afrikanischer Sprachen scheint mir also handgreiflich zu sein.

Vielfach gleichzeitig mit dem Handel und doch oft genug in starkem Gegensatz zu ihm tritt die Arbeit der Mission ein.[1]) Schon die Schiffe der ersten portugiesischen Konquistadoren hatten Patres an Bord, die die Aufgabe haben sollten, den afrikanischen Heidenvölkern das Christentum zu bringen. Es versteht sich von selbst, daß diese Männer der neuen und nicht vorbereiteten Aufgabe nicht gewachsen sein konnten — und was war für Erfolg von einer religiösen Einwirkung zu erwarten, die Hand in Hand ging mit einem Handel, der noch nicht barbarische Gewohnheiten abgelegt hatte! Immerhin haben auch diese ersten Missionsversuche zu den Forschungen, besonders in der Kongosprache, geführt, die ich früher schon erwähnt habe.[2]) Es war ja selbstverständlich, daß der Missionar, der versuchen wollte, das

1) J. Schroeder, Handel und Mission. Bremen. 1909.

2) Siehe Seite 39.

Volk für seine religiöse Überzeugung zu gewinnen, die Möglichkeit haben mußte, mit ihm zu reden. Umfassende Arbeiten sind aber damals nicht zustande gekommen, und mit dem Verfall der portugiesischen Kolonialmacht und dem Rückgang des portugiesischen Handels verfiel auch die Mission und die mit ihr zusammenhängende Sprachforschung. Andere reichere und dichter bevölkerte Länder zogen den Verkehr an. Erst durch das Eintreten der evangelischen Mission hat die Erforschung der afrikanischen Sprachen einen neuen Anstoß erhalten, denn für sie war Sprachkenntnis von eminent praktischer Bedeutung. Es war nicht so, daß man Mußestunden auf die Sprache verwandte, sondern man sah sehr bald, daß der Weg zum Herzen der Leute durch die Muttersprache geht. Man wollte ja auch nicht durch politische oder wirtschaftliche Mittel die Eingeborenen anziehen, sondern man bekannte sich als Bote des Wortes, und so erkämpfte man sich den Weg in die afrikanischen Sprachen in heißer Arbeit. Die Unmöglichkeit, durch Dolmetscher zu predigen, ist oft gezeigt worden. Man kann nichts dolmetschen, was man selbst nicht versteht. Heute, wo es eine große Anzahl von Lehrern und Geistlichen aus afrikanischen Völkern gibt, kann eine Predigt durch den Dolmetscher gelegentlich erfolgreich ausgeführt werden. Aber im Anfang war es absolut unmöglich, das zu erreichen. Die christlichen Begriffe, von denen man sprechen wollte, fehlten, und der Dolmetscher sagte dann, was ihm gut schien, oft genug unsinnige und alberne Dinge, um nur ja die Zuhörer zu fesseln, da er sonst für seinen Lohn fürchtete. So konnte ein gewissenhafter Mann nicht lange mit diesen unzuverlässigen Hilfen arbeiten, sondern mußte versuchen, selbst in der fremden Sprache zu reden und zu hören. Es war also nicht ein wissenschaftliches, sondern ein rein praktisches Interesse, was diese Männer leitete. Was sie aber zwang, trotz aller Mißerfolge und der Unzuläng-

lichkeit ihrer eignen Kenntnisse immer wieder die Sache zu versuchen, das war mit einem Wort „die Bibel“. Seitdem Luther uns die deutsche Bibel in die Hand gegeben hat, ist es für alle Evangelischen aller Nationen eine selbstverständliche Sache, daß die Bibel im Mittelpunkt des religiösen Lebens steht, und daß man sie nicht in fremder Sprache, sondern in seiner Muttersprache lesen muß. So drängte denn die ganze Missionsarbeit der Protestanten in Afrika auf die Übersetzung der Bibel in die Sprachen Afrikas hin, und die neugegründeten Bibelgesellschaften, in erster Linie die britische und ausländische Bibelgesellschaft, trugen in großem Maßstab die Kosten der Drucklegung, in vielen Fällen auch die Kosten der Übersetzung.

Man muß sich die Entstehung einer solchen Übersetzung nicht einfach denken. Abgesehen davon, daß die nötigen Hilfsmittel, Grammatik und Wörterbuch, fehlen und von dem Übersetzer oder seinen Genossen erst anzufertigen sind, steht er vor der Aufgabe, Dinge in einer Sprache zu sagen, die darin noch niemals gesagt sind. Handelt es sich um eine jener großen Handelssprachen, die wir erwähnt haben, die noch dazu durch die Berührung mit dem Islam schon für höhere religiöse Begriffe vorbereitet sind, so ist die Sache verhältnismäßig einfach. Denn das sind Sprachen gebildeter Leute, in denen man mit allerlei Menschen und in allerlei Formen reden kann. Es sind Sprachen, die bereits weit über ihre eigentliche Heimat hinaus verstanden werden, und die von Leuten anderer Zunge gebraucht sind. Sie haben dadurch manche Originalität verloren; aber sie sind gefügig in der Hand des Übersetzers. Mit den arabischen Ausdrücken für religiöse Dinge hat es allerdings seine Schwierigkeit. Man nimmt sie gern auf, weil sie fertig geprägt da sind; aber man macht hernach die Erfahrung, daß diese Fremdlinge eben doch fremd bleiben, und was schlimmer als das ist, daß sie natürlich

im Sinne islamitischer Theologie verstanden werden und so etwas anderes meinen, als sie im Munde des christlichen Missionars bedeuten sollen.

Viel schwieriger liegt die Sache aber, wo es sich um die Übersetzung in die Sprache eines rein afrikanischen Volkes handelt. Hier fehlen oft ganze Begriffsreihen einer dem Volke fremden Kultur. Bei einem Hirtenvolk wie den Herero kann man alles, was sich auf die Kühe bezieht, vortrefflich sagen, und man hat hier Feinheiten der Unterscheidung, die dem Deutschen fehlen. Aber sobald man über anderes reden soll, über Ackerbau und Fischfang, über Handel und städtisches Leben, dann fehlen die Worte. Noch auffallender werden die Schwierigkeiten, wenn es sich um die Bezeichnungen für höhere moralische und religiöse Begriffe handelt. Es fehlt hier eben der Dienst, den die griechische Bildung und griechische Philosophie dem Judentum und dem Christentum geleistet haben, so daß es den Übergang vom Hebräisch-Aramäischen zum Griechischen finden konnte. Ja, es fehlen die Vorbereitungen, wie sie im Kultus des griechisch-römischen Heidentums vorlagen. Wir haben in Afrika mit primitiven Zauberkulten, Ahnendienst und Tierdienst zu tun. Eine eigentliche Verehrung der Himmelsgötter in besonderen Tempeln unter dem Beistand besonderer Priester fehlt. Gewiß, es sind Ansätze zu solchen Kulten da; aber sie hängen meist noch so eng mit dem Zauberkult zusammen, und die Grenze zwischen Priester und Zauberer ist noch so wenig klar, daß man doch nicht die Worte des heidnischen Kultus auf die Sprache der Bibel übertragen kann, wie man das in Griechenland und Rom unbedenklich konnte. Ich will nur einen Begriff erwähnen, der sich deshalb meist nicht sagen läßt, den Begriff der „Heiligkeit“. Das Dämonische, das dem Profanen entgegengesetzt ist, ist hier noch nicht klar in „gut“ und „böse“ geschieden. Man

kann es das eine Mal mit unserm Wort „heilig", das andere Mal mit „unrein" wiedergeben, und eben deshalb lassen sich die Ausdrücke für christliche Zwecke nicht gebrauchen. Wie die Märchen und Sprichwörter zeigen, hat der Afrikaner einen guten Schatz praktischer Lebensklugheit und eine gewisse einfache Moral. Aber sobald wir zu so abstrakten Dingen kommen wie „Gerechtigkeit, Liebe, Willen", dann reichen die Worte nicht aus.

Hierzu kommen allerlei sehr erhebliche technische Schwierigkeiten. Der Übersetzer mag ein Genie sein, er ist ein Europäer, und er kann im günstigsten Fall gute Vorschläge machen für die Übersetzung; aber er kann nicht sie endgiltig festsetzen. Er muß sich erst einen Stamm tüchtiger eingeborener Gehilfen heranziehen, ehe er daran denken kann, etwas wirklich Volkstümliches zu schaffen. Hier liegen nun wieder Schwierigkeiten vor, an die man nicht denkt. Je größer die Autorität des Weißen ist, um so mehr werden die Farbigen geneigt sein, ihm nachzugeben. In vielen Fällen werden die Farbigen trotz aller Erklärung doch nicht genau wissen, was man sagen will, und so werden Dinge stehen bleiben, die etwas ganz anderes bedeuten, als man meint. Und noch eins wirkt störend. Wir alle wissen von unserer Kinderzeit her, welche magische Gewalt völlig unverstandene Dinge auf das Gemüt ausüben, wenn sie im Zusammenhang mit religiösen Erregungen sich eingeprägt haben. Das ist draußen nicht anders. Die Fehler der missionarischen Sprechweise werden, ohne daß der Träger es weiß und merkt, mit einer gewissen Feierlichkeit umkleidet, und es kommt leicht dazu, daß seine Gehilfen absichtlich ebenso falsch sprechen wie er, um feierlich zu reden. Fehler, die so durch den kirchlichen Gebrauch geweiht sind, sind natürlich besonders schwer zu beseitigen. Man wird aus dem allen ersehen, mit wie großen Widerständen die Arbeit des

Übersetzers zu kämpfen hat und wird sich nicht wundern, wenn nicht alle Übersetzungen dem Ideal entsprechen, und wenn fortgesetzt daran gebessert und gefeilt wird.

Die Bibel bleibt nun aber ein wertloser Besitz für die Eingeborenen, wenn sie nicht lesen können, und deshalb ist die Volksschule von Anfang an mit der Mission der Evangelischen in Afrika eng verbunden gewesen — und zwar nicht die Schule als staatliche Institution mit Schulzwang, sondern der Unterricht von solchen, die willig waren zu lernen, Kindern und Erwachsenen. Hierfür mußten die nötigen Lehrmittel erst geschaffen werden. Die Fibel ist für viele Sprachen Afrikas das erste Buch, das gedruckt ist. Ihm folgte dann ein Lesebuch, das biblische oder auch andere Texte enthielt. Liederbücher für den Gesangunterricht kamen bald hinzu, und so war denn bald eine kleine Literatur beisammen. In manchen Sprachen ist es dabei geblieben, und manche werden es niemals weiter bringen. Es gibt in Afrika sterbende und erobernde Sprachen. Die sterbenden Sprachen sinken immer mehr herab zum Volksdialekt, je mehr das Volk seine politische Eigenart aufgibt und mit andern verwandten Stämmen zu einer größeren Einheit verschmilzt. Die erobernden Sprachen dehnen sich aber auf Kosten der sterbenden aus, und die Mission hat ein Interesse daran, diesen Prozeß nicht aufzuhalten. Sie muß für ihre Schulen Lehrer, sie muß eingeborene Geistliche haben, und sie kann die Lehrmittel für diese höhere Schulbildung natürlich nicht für jede einzelne kleine Sprache anfertigen lassen. Sie kann auch nicht Seminare und Institute für jedes kleine Gebiet anlegen. Da müssen die erobernden Sprachen aushelfen. Ihrer kann man sich bedienen für diese Zwecke der höheren Bildung, bis der Schüler ein Niveau erreicht hat, auf dem man ihm europäische Literatur in die Hand geben kann.

Hierzu kommt noch eine weitere Tätigkeit, das ist die der christlichen Presse. Wir haben heute in Afrika eine ganze Reihe evangelischer und katholischer Blätter in Eingeborenensprache, die eine ziemlich weite Verbreitung haben. Mit ihrer Hilfe können neben der religiösen Einwirkung auch allerlei andere nützliche Kenntnisse vermittelt werden; man berichtet über die Einführung und den Anbau von Kulturpflanzen, über neue Ordnungen und Gesetze. Man gibt Marktberichte und Postzeiten an, und wir sehen so den modernen Verkehr seinen Einzug halten.

Damit hat sich diese ganze Tätigkeit aber einer Arbeit genähert, die ebenfalls an der afrikanischen Linguistik ein erhebliches Interesse hat — das ist die Kolonisation.

Die Kolonien der Portugiesen waren im wesentlichen auf Ausnutzung des fremden Gebiets angelegt und hatten deshalb, abgesehen vom Handelsinteresse, zur Pflege der Sprachkenntnis wenig Anlaß. Auch die burische Kolonisation, die mit harter Hand die Nationen der Afrikaner zerschlug und sie in kleine Gruppen von Hörigen und Sklaven auflöste, hatte für ihre Sprachen kein Verständnis und hat trotz jahrhundertelanger bester Gelegenheit für das Studium der afrikanischen Sprachen nicht das mindeste geleistet. Das Interesse an den Sprachen erwachte immer erst da, wo man den legitimen Handel fördern wollte, oder wo man den Eingeborenen als den wertvollsten Besitz der Kolonien erkannte und an seiner intellektuellen Hebung im kolonialen Interesse arbeitete — in englischen, französischen und deutschen Kolonien.

Die Mitarbeit der Franzosen ist hier nicht sehr umfangreich. Die Engländer haben hier zweifellos am besten gearbeitet. Solche vortrefflichen Bücher wie Hollis[1]) sie über das Masai und

1) A. C. Hollis, The Masai. Oxford.

Nandi[1]) geschrieben hat, haben wir von deutschen Beamten nicht erhalten. Livingstone, der Bahnbrecher der Linguistik Zentralafrikas, war aus dem Missionsdienst in den Dienst der Regierung übergegangen. Sir Harry Johnston hat uns Aufzeichnungen aus dem Ugandaprotektorat geschenkt, die eine Lücke ausfüllen[2]).

Die Veröffentlichungen der deutschen Beamten beschränken sich meist auf Ostafrika. Hier ist ja das Suaheli Regierungssprache und wird im mündlichen und schriftlichen Verkehr der Eingeborenen mit dem Publikum benutzt. Das hat die praktische Verwendung und die Kenntnis des Suaheli unter den Europäern wesentlich gefördert, und es ist meines Erachtens ein sehr guter Griff gewesen, daß die Regierung die vorgefundene Handelssprache für ihre Zwecke benutzte. So konnte sie hoffen, am schnellsten das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen.

In Westafrika hat man diesen Schritt nicht getan. Wie mißlich es war, daß man im Hererokrieg nicht Herero verstand, obwohl mancher Herero gut Deutsch konnte, haben unsere Truppen erfahren. Es kam hinzu, daß die in der deutschen Presse immer wiederholten Drohungen gegen die Nama von diesen auch gelesen und verstanden sind. Es hat uns viel Geld und viel Blut gekostet, daß die Eingeborenen unsere Sprache so gut kannten und wir die ihre nicht.

In Togo und Kamerun ist das Englische als Verkehrsmittel mit den Eingeborenen von den deutschen Beamten gebraucht worden. In Togo hat man mit großer Energie daran gearbeitet, das Deutsche an seine Stelle zu setzen. Den Missionsschulen ist hier ein so großes Maß von Sprachunterricht zugemutet worden, wie man es in einer deutschen Volksschule nicht fordern könnte. Die Zunahme des Deutschen ist erfreulich; aber

1) A. C. Hollis, The Nandi. Oxford, 1909.

2) The Uganda protectorate. London, 1904.

es hat seine großen Bedenken, es so zum Allgemeingut des Volkes zu machen. Man erzieht den Leuten Ansprüche an, die sie hernach nicht befriedigen können. Man wird also zu einem mäßigeren Tempo zurückkehren müssen. Das ist auch möglich, nachdem man die erdrückende Energie des Englischen in etwas zurückgedrängt hat. Als Basis der Volksschule wird man die Landessprache, das Ewe, beibehalten müssen und wird so an seiner Pflege ein fortschreitendes Interesse nehmen.

In Kamerun ist man noch ganz beim Englischen stehen geblieben, und auch die Pflege der Eingebornensprachen durch die Regierung liegt noch in den Anfängen. Man kann auch hier nur hoffen, daß die Bedeutung dieser Sprachen für die Kolonialregierung immer besser erkannt wird, um den englischen Einfluß zu beseitigen, der sicher nicht zur Befestigung unserer Herrschaft beiträgt.

Ich muß aber die Tätigkeit einer Gruppe von Kolonialbeamten besonders hervorheben, das sind die Regierungslehrer. Neben die Missionsschulen hat man Regierungsschulen gesetzt und sie zum Teil dadurch gefüllt, daß man Zwang anwandte wie in Deutschland. Ihre Bedeutung tritt in Togo und Kamerun nicht so hervor wie in Ostafrika, wenn auch die Mitarbeit von geschulten Pädagogen sicher von günstigem Einfluß auf die Missionsschulen gewesen ist. Aber an der ostafrikanischen Küste waren die Regierungsschulen das einzige Mittel, um die Schuljugend zu bekommen, da die Missionen hier durch den Islam erheblich gehindert waren. Hier haben die Regierungsschulen einen sehr wesentlichen Anteil an der Erziehung des afrikanischen Volkes mit Hilfe seiner Muttersprache. In allen drei Kolonien haben Regierungslehrer sich durch linguistische Publikationen Verdienste erworben, und in Ostafrika ist eine von einem Regierungslehrer geleitete Presse erfolgreich an der Arbeit, euro-

päische Kultur bis in die entlegensten Gebiete der Kolonie zu tragen. Die Schlosser, Drucker, Tischler und Unterbeamten, die aus diesen Schulen hervorgehen, sind dann wertvolle Gehilfen für den Fortschritt der Kultur. Und so steht schließlich die durch die Sprache vermittelte Bildung im Dienste des wirtschaftlichen Fortschritts.

Die drei Kräfte, von denen wir heute sprachen, die an der Erschließung Afrikas arbeiten, Handel, Mission und Kolonisation, haben sich oft bekämpft — aber ihr wohlverstandenes Interesse wird in der Regel mehr auf Zusammenarbeit als auf gegenseitigen Kampf hinführen; jedenfalls benutzen alle drei als wichtigste Stütze ihres Einflusses das Mittel, durch das der Geist sich am unmittelbarsten mitteilt — die Sprache.



7. Die Sprachwissenschaft in Afrika als Hilfswissenschaft.

In unserer Zeit der immer mehr ins einzelne führenden Studien ist es für den Forscher ganz unmöglich, mehrere Wissenschaften zu beherrschen, muß er doch ehrlicherweise gestehen, daß er nicht einmal in seiner eigenen Wissenschaft das Ganze durchdringt. Er ist froh, wenn er in irgend einem Zweig dieser Wissenschaft eine Autorität ist. Es hat sich daher immer mehr das Bestreben herausgebildet, daß die Fachmänner in verschiedenen Wissenschaften sich gegenseitig nach Möglichkeit aushelfen. Und so wird denn auch die afrikanische Linguistik von allerlei anderen Wissenschaftsbetrieben als Hilfswissenschaft herangezogen.

Das geschieht zunächst bei allen Wissenschaften, die sich mit den Dingen beschäftigen; aber in noch höherem Maße bei allen Wissenschaften, die mit dem Menschen zu tun haben.

Das erste wissenschaftliche Interesse in Afrika ist das geographische. Man muß das Land selbst kennen, ehe man die Dinge und Menschen, die darin sind, studieren kann. Solange

nun der Geograph nur auf Erforschung der Erdoberfläche aus ist, hat er scheinbar mit den Sprachen nichts zu tun — aber man muß sich erinnern, daß manche Kunde von dem Innern des Landes uns durch die Linguisten, z. B. den Missionar Koelle, zugegangen sind, die sie von den Eingeborenen erfragt hatten. So ungenau diese Nachrichten auch sein mögen, sie sind oft die ersten Anhaltspunkte für unsere moderne Forschung gewesen. Auch heute noch wird der reisende Geograph immer bemüht sein, Erkundigungen über Berge und Flußläufe, Wälder und Wüsten einzuziehen, und zu diesem Zweck wird er etwas Linguist sein müssen, wenn er nicht viel falsche Auskunft erhalten will. Noch nötiger wird das, wenn es sich um die Einholung von Auskünften über die Namen von Bergen und Flüssen handelt. Wer da nicht zu fragen versteht, wird seltsame Antwort bekommen. Der Eingeborene sagt: „Das ist ein Berg, das ist Wasser" — und der Forscher notiert das als Namen in seine Karte.

Weit schwieriger wird die Sache, wenn es sich um Namen für Stämme, Länder, Ortsnamen handelt. Die alten Grenzen der Stämme sind für den Linguisten meist leicht festzustellen an Unterschieden der Sprache — ein anderer ist hier auf allerlei unsichere Zeichen angewiesen — ja, die Namen selbst sind schwer zu ermitteln. Die Völker haben für sich oft ganz andere Namen, als sie von Fremden genannt werden. Wir bezeichnen uns als Deutsche, die Engländer nennen uns Germans, die Franzosen Allemands. Es gibt Spottnamen und Scherznamen, Namen, die aus den Grüßen oder gewissen Eigentümlichkeiten entstanden sind, Stammesnamen und Sippennamen, und es gehört schon etwas Sprachkenntnis dazu, um das zu unterscheiden. Auch die Feststellung der Ortsnamen ist nicht leicht. Wie man bei uns auf dem Lande einen Ort gern nach dem Mann nennt, den man dort aufsuchen will, so auch in Afrika. Wechselt der Guts-

besitzer, so wechselt auch der Name. Die Residenz des Häuptlings der Sango Melele nannten seine Untertanen natürlich pa-Melele „bei Merere", aber das war nicht ihr eigentlicher Name, sondern so nennt man den Ort nur so lange, als der Häuptling da wohnt. Der eigentliche alte Flurname ist oft wenig im Gebrauch, und doch ist er es, auf den es ankommt.[1]) Aber nehmen wir einmal an, daß der Geograph wirklich den richtigen Namen zu hören bekommt, so ist es doch für das ungeschulte Ohr sehr schwierig, den Namen nun richtig aufzufassen und aufzuzeichnen. Jeder schreibt da, wie es ihm klingt, und unsere Karten führen dann Namen, die man an Ort und Stelle schwer oder gar nicht identifizieren kann. Es ist dringend zu raten, alle Namen zunächst von einem Sachkundigen prüfen zu lassen, ehe sie in die Karte kommen und dann eine Methode zu suchen, nach der diese phonetisch geschriebenen Namen nun auf der Karte eine Form erhalten, wie sie der europäische Leser gebrauchen kann.

Auch die beschreibenden Naturwissenschaften werden die Hilfe des Linguisten nicht entbehren können. Um den Standort einer Pflanze, das Vorkommen eines Tieres zu ermitteln, ist es sehr empfehlenswert, die Namen in Eingeborenensprache beizufügen. Freilich kann das wieder nur von Nutzen sein, wenn es sachkundig geschieht. Man muß zunächst wissen, wen man fragt und wonach man fragen darf. Der Jäger wird über Säugetiere, der Hirt über Futterkräuter und Gifte, der Fischer über Fische Auskunft geben können. Nach Schmetterlingen, Käfern,

1) Diese Flurnamen sind zudem oft genug von einer älteren Bevölkerung gegeben, z. B. in Pommern von den Wenden, in Kafferland von den Hottentotten. Sie werden von der gegenwärtigen Bevölkerung nicht mehr verstanden, erzählen aber dem Kundigen von der alten Geschichte des Landes.

Fliegen wird man oft umsonst fragen. Man muß also jeden fragen innerhalb seiner Beschäftigung, sonst bekommt man falsche Auskunft. Auch sind diese Kenntnisse individuell verschieden. Jeder Mensch weiß nur die Dinge zu benennen, die ihn interessieren. Man frage doch einmal den ersten besten Europäer nach den deutschen Namen für Pflanzen, Blumen und Schmetterlinge, was weiß denn die Mehrzahl davon? Beim Notieren der Namen muß man auch nicht versäumen anzugeben, in welcher Sprache das Objekt benannt wird. Ohne das ist die Notiz wertlos. Zu diesem Zweck muß man sich vorher überzeugt haben, ob der Gewährsmann die Sprache, in der er seine Angaben macht, auch wirklich kann. Bei allen diesen Vorsichtsmaßregeln wird es doch geschehen, daß man für dasselbe Objekt verschiedene Namen bekommt. Es kann nun tatsächlich verschiedene Namen haben; aber wahrscheinlicher ist es, daß man den einen Namen etwa für die Blume, den anderen für die Frucht gebraucht. Man nennt im Suaheli den Reis auf dem Felde mpunga, das geerntete Korn mchele, den gekochten Reis wali. Ähnlich hat die Kokosnuß sehr verschiedene Namen nach dem Stadium ihrer Reife. Es kommt auch vor, daß verschiedene Objekte denselben Namen haben, wie man im Deutschen den Holunder und die Syringen „Flieder" nennt, obwohl sie nichts miteinander zu tun haben. Aber man hat Grund, sich genau zu überzeugen, ob es wirklich so ist oder ob man nur einen Sammelnamen wie „Unkraut" oder „Untier" aufgeschrieben hat, der alles bedeuten kann. Außerdem ist hier Gefahr genug, allerlei unverstandene Sätze für Namen zu halten und zu notieren, wie: „Gibt es nicht", „das weiß ich nicht", „das habe ich dir gestern schon gesagt", „du hast es schon geschrieben" usw.

Mit diesen mißverstandenen Namen ist dann natürlich nichts anzufangen. Ein besonders wichtiger Zweig der Botanik

ist das Studium der Nutzpflanzen, wie der Holzarten, der Faserpflanzen, der Kautschukpflanzen, des Getreides. Das Vorkommen der wildwachsenden und der angebauten in ihren verschiedenen Spielarten festzustellen, wird wesentlich erleichtert werden durch die Mithilfe der Eingeborenen. Zu diesem Zweck muß man aber mit ihnen sprechen können.

Außerdem verdienen Medikamente und Gifte unsere Aufmerksamkeit. Die Zaubermittel sind durchaus nicht immer harmloser Betrug, sondern zum Teil gut wirkende Medikamente, zum Teil ganz gefährliche Gifte. Ihre Feststellung ist wesentlich erleichtert durch die Mitarbeit des Linguisten. Ich denke hier besonders an die mühsame und umfangreiche Arbeit des Hauptmann Herrmann[1]) im Sukuma, der eine Reihe solcher Medikamente aufgezeichnet und ihre Anwendung beschrieben hat.

Ungleich wichtiger aber, als bei den Naturwissenschaften, ist die Mithilfe des Linguisten bei der Wissenschaft vom Menschen.

Die afrikanische Anthropologie wird immer Fühlung mit der Linguistik suchen müssen. Die Zusammenhänge zwischen Hamiten und Semiten, zwischen Hamiten und Bantu, zwischen Hamiten und Hottentotten sind anthropologisch und linguistisch zu erweisen. Eins stützt hier das andere. Die Grenze zwischen Sudanneger und Bantu läßt sich anthropologisch nicht bestimmen, wohl aber linguistisch. Wie der Linguist die Hilfe des Anthropologen nicht entbehren kann, so ist auch umgekehrt der Anthropologe auf den Linguisten oft genug angewiesen. Und für alle Theorien über die Urgeschichte der Afrikaner und ihre Wanderungen bleibt die Mithilfe des Linguisten einfach unentbehrlich.

Der Ethnograph hat es mit der Kultur des Einge-

1) Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen. Bd. I, Abt. 3, S. 146ff.

borenen zu tun, seinen Werkzeugen, seiner Wohnstätte, seinen Waffen, seiner Lebensweise. Die bloße Sammlung von Gegenständen genügt hier nicht. Man muß den Namen der Gegenstände und ihren Gebrauch wissen. Bis in die neueste Zeit habe ich z. B. geglaubt, daß die durchlöcherten Steine, die man in Afrika viel findet, stets auf die Spitze der Grabstöcke gesteckt wurden, um die Stöcke zum Graben zu beschweren. Das ist aber nicht so. Ich bin hier in Hamburg bei Gelegenheit der Somaliausstellung in Stellingen davon überzeugt worden, daß es auch anders geht. Man steckt den Stein oben auf den Stock, beschwert ihn so und verstärkt zugleich damit die Hebelkraft beim Umbrechen des Bodens. Ähnlich ist es bei der Befestigung der Bogensehnen, beim Pfeilschießen, bei vielen andern Dingen — man muß sich den Gebrauch der Gegenstände zeigen lassen, sonst irrt man. Dazu ist aber Sprachkenntnis ein wichtiges Hilfsmittel.

Das Studium der afrikanischen Musik ist durch den Phonographen in ein neues Stadium getreten. Wir können mit seiner Hilfe diese Musik wiederholen, so oft wir wollen, die Tonleiter feststellen, die Rhythmen abzählen und so alles tun, um sie theoretisch zu verstehen. Dabei hat sich nun herausgestellt, daß man eine Technik der Musik auch in Afrika kennt, und um sie zu erlernen, muß man mit den Leuten reden[1]). Es genügt nicht, ein Musikstück zu hören, sondern man muß wissen, was es für den Eingeborenen bedeutet; denn uns sagt es nichts. Wie wir eine Polyphonie der Musik haben, hat der Afrikaner eine Polyphonie des Rhythmus, die uns zunächst ganz unverständlich ist. Die Texte der Lieder müssen richtig aufgezeichnet und übersetzt werden, sonst geht es so, wie bei jenem Ethnographen, der eine Zeile mit „Arbeit, Arbeit" über-

1) Hier ist auch das schwierige Problem zu lösen, wie sich die Tonhöhen der Sprachen verhalten in der Musik.

setzte, die in Wirklichkeit hieß: „Es ist kein Gott als Gott.“ Außerdem ist es mit der Übersetzung nicht immer getan. Die Lieder bedürfen auch noch oft ausführlicher Erklärung.

Wie in der Musik, ist es auch in jeder anderen Technik oder Kunstfertigkeit. Im Berliner Museum befanden sich eine Anzahl Schnitzereien aus Togo, deren Sinn man nicht kannte. Westermann hat ermittelt, daß es sich um Sprichwörter handelt, die in einer Art Satzschrift dargestellt wurden[1]). Die Bedeutung der Verzierungen auf den Trommeln, Schalen, Stühlen ist uns zunächst unverständlich — man muß die Leute danach fragen. Und selbst dann wird man oft lange suchen müssen, ehe man den Sachverhalt feststellen kann.

In neuerer Zeit hat man sich mit besonderem Interesse dem Studium des Eingeborenenrechts zugewandt. Das ist eine praktisch sehr wichtige Frage, wenn man die Eingeborenen für den wertvollsten Besitz in unseren Kolonien hält. Sie ist aber rein wissenschaftlich nicht minder wichtig. Hier kann man noch einen Blick tun in die Entstehung von Recht und Sitte. Die Aufgabe unserer Kolonialbeamten ist es ja nun u. a., die Brücke zu schlagen zwischen dem Rechtsbewußtsein der Eingeborenen und dem unsern, Recht und Sitte des Europäers dem Afrikaner verständlich zu machen und ihn zur Befolgung unseres Rechts zu erziehen. Die Voraussetzung hierfür ist die Kenntnis des Rechts der Eingeborenen. Das ist aber, abgesehen von dem Recht des Islam, ungeschriebenes Gewohnheitsrecht, und die Rechtsanschauungen weichen von den unseren erheblich ab. Hier ist ohne Sprachkenntnis eine wirkliche Einsicht nicht zu gewinnen. Es fehlen ja die Ausdrücke für die Begriffe. Eine große Schwierigkeit sind z. B. alle Verwandtschaftsbezeichnungen.

1) Vergleiche meinen Aufsatz in der Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde 1910.

Nicht nur, daß die Polygamie natürlich Verwandtschaftsgrade ungewöhnlicher Art schafft, sondern der ganze Begriff der Verwandtschaft ist ein anderer. Es fehlt z. B. ein präziser Ausdruck für Bruder, Schwester. Man hat andere Worte für den ältern Bruder als für den jüngeren. Die Schwester nennt den Bruder anders, als der Bruder den Bruder — aber der Bruder nennt die Schwester ebenso wie die Schwester den Bruder.

In eine sehr merkwürdige Verbindung mit den Verwandtschaftsverhältnissen kommt die Linguistik durch das ukuhlonipa, wie es der Kaffer nennt. Danach darf die Frau den Namen ihres Mannes und seiner männlichen Verwandten nicht aussprechen. Wenn dieser Name aus einem bekannten Worte der Sprache besteht, darf sie auch das nicht sagen, sondern muß es durch ein Wort ihrer Wahl ersetzen. Diese von Frauen gebildeten Worte haben aber in der Sprache sonst keine Geltung.

Eine ähnliche Namensscheu gibt es übrigens auch dem Häuptling gegenüber. Der Zulukönig Chaka verehrte seine Mutter Umnandi „die Liebliche" so, daß ihr Name nicht genannt werden durfte. Die Zulu selbst sagen für „die Liebliche" umtoti.

Die verbotenen Ehegrade zu ermitteln geht meist über unsere Kraft. Erst Stabsarzt Dempwolff[1]) hat angefangen, Licht in dies Dunkel zu bringen. Die Sache hängt mit dem Tierkult zusammen. Leute, die dasselbe Tier nicht essen, sind verwandt, die andern nicht. Es gibt, wie wir neuerdings erfahren haben, ein kreuzweises Erbrecht, daß der Sohn die Mutter, die Tochter den Vater beerbt — Erscheinungen, die mit gewissen Tauschbewegungen in der Sprache zusammenhängen und von da aus gefunden sind.

1) Deutsches Kolonialblatt 1. Jan. 1909. S. 22 ff.

Ein besonders wichtiges Kapitel ist der Eid und das Gottesgericht.

Der Eid wird z. B. in Togo nicht geschworen auf Verlangen des Richters, um den Zeugen oder die Partei zu zwingen, die Wahrheit zu sagen, sondern man schwört ihn, um den Richter zu zwingen, eine eingebrachte Klage zu verfolgen. Mit dem Wort „Eid" verbindet also der Eingeborene einen ganz andern Sinn als wir. Das Gottesgericht dagegen dient zur Ermittelung der Wahrheit, und es ist für den Eingeborenen so sicher, daß er sich schuldig bekennen wird, wenn ihn das Gottesgericht als schuldig bezeichnet — auch wenn er nichts getan hat.

In diesen entlegenen Gedankengängen sich ohne Sprachkenntnis zurecht zu finden, halte ich für unmöglich.

Das weiteste Feld der Mitarbeit hat aber die Linguistik, wo es sich um die Erforschung der Volksseele handelt, wie sie sich in der Poesie und in der Religion des Volkes dokumentiert.

Es ist mir noch vor 20 Jahren passiert, daß man es für unglaublich hielt, daß die Afrikaner Märchen haben. Das Buch von Elli Meinhof — Märchen aus Kamerun[1]) — wurde einfach für eine Mystifikation gehalten. Und doch hatte Bleek schon lange vorher ein Buch herausgegeben: „Reinecke Fuchs in Südafrika"[2]), und Steere hatte seine wunderschönen Suaheligeschichten[3]) drucken lassen, und Brincker[4]) und Büttner[5]) hatten Hereromärchen veröffentlicht. Der Schlüssel zum Herzen der

---

1) Straßburg, 1889.

2) Reynard the Fox in South-Africa. Leipzig, 1864.

3) Swahili tales. London, 1889.

4) Wörterbuch des Otjiherero. Berlin, 1886.

5) Zeitschrift für afrikanische Sprachen. 1887, 1888. S. 189, 295 ff.

Leute war für uns alle die Sprache. Ein Märchen in fremder Sprache zu erzählen ist ein großes Kunststück, das nur jemand fertig bekommt, der die fremde Sprache sehr gut kann. Selbst in der Muttersprache erzählt der Märchenkenner ja nicht frei, sondern Wort für Wort, wie er es gehört hat. Bleibt er stecken, so muß er meist von vorn anfangen und so versuchen, über die schwierige Stelle hinwegzukommen. Auch ist es natürlich so, daß das Märchen in der Übersetzung viel von seinem frischen Reiz verliert. Man sammelt deshalb Märchen heute im Original und gibt eine Übersetzung dazu. Welche Rätsel da dem Linguisten manchmal aufgegeben werden, zeigt sich besonders in den Buschmannsprachen. Die Buschleute als Jäger haben viel mit der Tierwelt zu tun, und die Tiere sind ihnen vertraut in ihren Gewohnheiten. Das mimische Talent macht sich bei den Erzählungen diese Kenntnis zunutze, man stellt das Tier dar[1]). Das alles hat, wie wir weiter sehen werden, nicht etwa nur eine ästhetische, sondern eine mythologische Wurzel. Nun erstreckt sich diese Nachahmung bis auf die Sprache. Man läßt in der Fabel die Tiere nicht wie Menschen sprechen, sondern jedes Tier hat seine besondere Eigentümlichkeit. Man setzt andere Laute statt der gewohnten ein, fügt Silben hinzu usw., so daß der Lernende die betreffende Fabel erst aus der Löwensprache oder Ichneumonsprache ins Buschmännische übertragen muß, ehe er sie übersetzen kann. Niemand anders als ein Linguist wie Bleek hätte diesen schwierigen Sachverhalt aufdecken können.

Inzwischen sind uns nun eine ganze Reihe von Märchen zugeflossen aus allen Teilen Afrikas, und wir wissen heute, daß

1) Wie stark der Buschmann sich mit dem Tier geistig beschäftigt, geht aus seinen wahrhaft künstlerischen Fähigkeiten hervor, mit denen er Tiere zeichnet, malt, und in den Stein graviert.

der Afrikaner gerade einen ganz ungewöhnlichen Schatz von Märchen besitzt und ein Meister in der Kunst des Erzählens ist. In den Märchen findet man die Möglichkeit, das wirkliche Denken des Afrikaners kennen zu lernen. Wenn heute allerlei über die Negerseele gefabelt wird auch von Leuten, denen Kenntnis afrikanischer Sprache und afrikanischer Märchen abgeht, so wird das hoffentlich in dem Maße unmöglich, als die afrikanische Märchenliteratur Gemeingut der Gebildeten wird. Die Vorstellung, daß diese Märchen durchweg rohen und gemeinen Inhalts sind, ist absolut falsch. Natürlich gibt es das auch; aber daneben finden wir eine große Zahl von Märchen, die man jedem Kind erzählen kann; die Schadenfreude an der Besiegung des Starken durch den Klugen kehrt oft wieder, wie im Reinecke Fuchs, aber auch Dankbarkeit und Heldenmut und andere edlere Motive fehlen nicht, so daß sich auch der Erwachsene gern einmal in diese Welt vertieft. Wo dann ein Zufluß arabisch-indischen Geistes vorliegt wie in Ostafrika, leuchten auch prächtige Blüten aus „Tausend und eine Nacht" hindurch durch das schlichte Grün afrikanischer Dichtung.

Die für das tägliche Leben geprägte Münze aus dem geistigen Besitz eines Volkes ist das Sprichwort — und hier bietet Afrika einen Schatz, der seinesgleichen in der Welt nicht hat. Hier wird die Sprachkenntnis noch nötiger als beim Märchen. Das Sprichwort ist ja seiner Natur nach knapp im Ausdruck, oft genug in altertümlicher Sprache verfaßt. Wir sagen: „Die Trauben sind sauer." Zum Verständnis gehört die Geschichte von dem Fuchs, der sie haben wollte und sich in seiner Weise tröstet, da er sie nicht bekommt. Ohne diese Geschichte kann niemand etwas mit den Worten anfangen. Selbst Sprichwörter, die wir zu verstehen glauben, heißen dann doch etwas anderes, als wir dachten. Man kann den Sprachunkundigen

darauf nicht oft genug hinweisen, daß die Gedankengänge der Afrikaner eben andere sind als die unseren.[1])

Noch schwieriger wird die Sache bei längeren Gedichten. Von den sangbaren Liedern sprachen wir schon — aber diese Gedichte sind z. B. bei den Suaheli nicht zum Singen, sondern zum Deklamieren.

Wie schwer es ist, in diese Welt einzudringen, kann man daran sehen, daß manche Europäer jahrelang in Afrika leben und nicht wissen, daß solche Poesien vorhanden sind. Um sie zu verstehen, dazu gehört natürlich ein besonderes Maß von Sprachkenntnis. Die poetische Sprache der Suaheli ist ein altertümlicher Dialekt, sie hat auch ihre eigene Grammatik, und auch hier wird dem Vers und dem Reime zu Liebe der Sprache manchmal Gewalt angetan — das alles muß der Leser wissen. Er darf also ohne Sprachkenntnis nicht hoffen, einen tieferen Einblick in die poetische Vorstellungsart des Afrikaners zu gewinnen. Wenigstens wird er die Mithilfe der Linguisten gebrauchen.

Noch schwieriger wird die Sache, wenn wir uns auf das Gebiet der mythologischen Vorstellungen begeben.

Die Zeiten sind ja vorbei, wo man glaubte, daß diese „harmlosen Naturkinder", wie man sich gern ausdrückte, von mythologischen Vorstellungen nichts wüßten, und wo man annahm, daß die Mythologien erst durch Übertragung von außen her oder durch Priesterbetrug eingeführt wären. Wir sind heute der Überzeugung, daß die mythologische Vorstellungswelt ur-

---

1) Zum Beispiel: „Zwei Wege waren zu viel für die alte Hyäne." Sie wollte am Kreuzweg beide zugleich gehen, und da riß sie natürlich in der Mitte auseinander. „Gib dem Zauberer das Kind zur Erziehung!" Dann wird er es nicht verzaubern, sondern es lieben und vor Schaden bewahren.

sprünglicher ist als die rationale, wie auch jedes Kind erst mythologisch denkt und erst später rational denken lernt. Man ist nun bei der Untersuchung der mythologischen Vorstellungen ganz auf die Mitarbeit der Linguisten angewiesen. Man muß sehr vertraut mit einem Menschen sein, wenn man mit ihm über religiöse Fragen sprechen soll, und diese Mythologien sind ja die Basis, aus der die Religion erwächst.

Das Tier interessiert den Afrikaner nicht nur rational, auch nicht nur ästhetisch, sondern vor allem mythologisch. Er findet in dem Tier Zauberkräfte, die er haben möchte — in seinem Blut, seinen Klauen und Zähnen, seinen Federn und Haaren stecken geheimnisvolle Kräfte, die er haben will. Deshalb kann man das gefährliche Tier nicht einfach töten, sondern muß es vorher bannen durch einen Zauberspruch. Die Vorstellung, daß Menschen von Tieren abstammen, ist weit verbreitet. Darum nennen sich die Sippen und Stämme nach verschiedenen Tieren: Die Löwenleute, die Kudduleute, die Krokodile, die Chamäleonleute. Das Stammestier ißt man nicht und scheut sich oft auch seinen Namen auszusprechen. Man ist überzeugt, daß Menschen sich heute noch in Löwen, Hyänen, Krokodile, Elefanten verwandeln können. Die Seelen der Verstorbenen wohnen in Schlangen und Katzen, Dämonen im Panther — und man wagt nicht die Tiere zu töten, um den Dämon nicht zu vertreiben. Welchen Einfluß hat das alles auf die Sprache! Wenn man von den geistigen Eigenschaften des Menschen redet, dann ist die Frage: Wie nennt man nun den Geist, die Seele? Der Linguist sagt uns, daß Ausdrücke wie Hauch, Herz, Schatten auch in Afrika dafür vorkommen, und die Seele also ursprünglich körperlich gedacht wird.

Dieselbe Frage erhebt sich bei den Formen höherer Kulte. Wie nennt man die Geister, die man verehrt? Die Dämonen, die Himmelsgötter? Welche Vorstellungen von der Weltschöpfung

sind vorhanden, von der Menschwerdung und von der Ursache des Todes? Wie denkt man über den Aufenthalt im Jenseits? Wir haben in Togo u. a. den ganz überraschenden Tatbestand gefunden, daß die Leute davon überzeugt sind, daß ein persönlicher Schutzgeist ihnen mitgegeben ist, eine Art δαιμόνιον, um mit Sokrates zu reden. Dieser Schutzgeist kehrt nach dem Tode zu Gott zurück und kommt dann später in einem anderen Menschen, z. B. in dem Enkel wieder auf die Erde. Diesen seinen Schutzgeist, den er für etwas Göttliches im Menschen hält, verehrt der Mensch, er macht ein Idol von ihm, das ihn vorstellen soll und opfert ihm.

Die Frage nach der Bedeutung der Gottesnamen kehrt in Afrika immer wieder, und wir Linguisten müssen oft genug die Antwort schuldig bleiben. Indessen lassen sich doch einige Quellen aufweisen. Ein Teil der Gottesnamen stammt von Himmel, Sonne und Regen ab, ein anderer Teil vom Ahnenkultus, wie wenn man Gott den „Alten" nennt, andere vom Heldenkultus, der ja mit dem Ahnenkultus zusammenhängt. Da mag also ein alter Eigenname in dem Namen stecken. Schwört doch der Kaffer, indem er den früheren Häuptling seines Stammes Ndlambe oder Rarabe nennt.

Wenn diese einfachen Dinge so viele Schwierigkeiten machen, dann wird man nicht erwarten, daß das Verständnis von Zaubersprüchen, Opfern und Gebeten so ganz einfach ist. Wir verdanken hier am meisten dem vortrefflichen Sprachkenner und Religionsforscher Missionar Spieth in Togo, dessen einzigartige Sammlungen[1]) ich den Religionsforschern dringend empfehle. Eng mit den mythologischen Vorstellungen der Afrikaner hängen die Zeremonien zusammen, durch die Knaben in den Verband der Männer aufgenommen werden. Hierbei sowie bei den

1) Die Ewestämme. Berlin, 1906.

vielen religiösen Gesellschaften Westafrikas werden Geheimsprachen benutzt. Es ist zuerst Westermann gelungen, eine solche Geheimsprache zu identifizieren. Sie wird beim Jefekult in Togo gebraucht[1]) und hat sich als fremde Sprache herausgestellt, die mit dem Kultus zusammen ins Land gekommen ist. Die burleske Kehrseite dieser Feierlichkeiten finden wir in den Scherzsprachen, die durch Einfügung bestimmter Silben oder Umstellung der Silben zustande kommen und wie bei uns verwandt werden, um Unkundige zu täuschen.[2])

Oft genug hat es schon Befremden hervorgerufen, wie ich als Theologe dazu gekommen bin, mich mit afrikanischen Sprachen zu befassen. Ich bin nun der Meinung, daß kaum ein anderer als ein Theologe unter den gegebenen Verhältnissen die Arbeit leisten konnte. Da die weitaus überwiegende Menge des Materials in den Arbeiten der evangelischen Missionare steckt, und wir von vielen Sprachen kaum etwas anderes haben als Teile von Bibelübersetzungen, ist die afrikanische Linguistik zur Zeit vorwiegend Hilfswissenschaft für die Mission, und es gehört Vertrautheit mit den Missionsmethoden und mit den Missionsleuten dazu, um in dieser Sache zu arbeiten. Natürlich muß man auch hier nicht nur der Nehmende sein wollen, wenn man gewinnen will, sondern man muß bereit sein, mit seiner Wissenschaft der Mission und Theologie zu dienen. Ich glaube aber, daß dieser Dienst sich auch noch in anderer Hinsicht nützlich erweisen wird. Die protestantische Theologie ist von Anfang an aufs engste mit Sprachstudien verknüpft gewesen, und die semitischen Sprachen bieten dem Theologen immer erhebliche Schwierigkeiten. Wenn es uns gelingt, die Starrheit dieser Formen zu beseitigen und sie aus den hamitischen Sprachen zu erklären, so

1) Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen VI, 4.

2) Meinhof, Die Geheimsprachen Afrikas. Globus. Bd. 46, Nr 8.

haben wir damit auch der Theologie einen Dienst geleistet. Aber ich denke noch weiter. Wenn diese Hamiten sprachlich mit den Semiten eng zusammenhängen, so werden wohl auch alte Zusammenhänge der Kultur und Religion vorliegen. Einige dieser Stämme sind noch nicht zum Christentum oder zum Islam übergetreten. Das Studium ihrer Volksreligion läßt uns hoffen, daß wir aus ihrer Vergleichung mit altsemitischen Kulten manches verstehen lernen, was uns bis jetzt unverständlich war. Ich bin mit den Schlüssen, die Merker an seine Masaiforschungen geknüpft hat, nicht einverstanden; aber das Verdienst hat er zweifellos — er hat die weitesten Kreise aufmerksam gemacht auf die Wichtigkeit dieser afrikanischen Religionen für das Studium des Alten Testaments. Und so wird auch der Theologe den Linguisten als Bundesgenossen nicht entbehren können.

Es gibt Forscher, die neben ihrer anderweiten Tüchtigkeit auch vortreffliche Linguisten sind; aber es ist nicht gerade häufig. Einen Gelehrten wie Leonhard Schultze habe ich sonst nicht kennen gelernt, der in jedem Fach, Geographie, Botanik, Zoologie, sowie in der Wissenschaft vom Menschen und seiner Kultur Ausgezeichnetes geleistet hat und zugleich in einer der schwierigsten Sprachen, dem Hottentottischen, Texte und Beobachtungen uns geschenkt hat, wie wir sie noch nicht hatten. Ich habe das mit staunender Bewunderung gesehen. Aber gerade die Sorgfalt, die er auf die Sprache verwandt hat, hat ihm die Herzen der Leute erschlossen, und er hat Dinge erfahren, die kein anderer erfahren konnte. Es ist eben so — wer in den Geist eines fremden Volkes eindringen will, muß seine Sprache kennen — die Linguistik ist hier die wichtigste Hilfswissenschaft. Luther hat recht: „Die Sprache ist die Scheide, in der das Messer des Geistes steckt.“



8. Aufgaben und Ziele der afrikanischen Linguistik.

Wer meinen Ausführungen bis hierher gefolgt ist, hat vielleicht den Eindruck bekommen, daß doch schon in der Erforschung der Sprachen Afrikas recht Erhebliches geleistet ist. Es ist ja auch richtig, daß wir in den vergangenen 50 Jahren sehr große Fortschritte gemacht haben, und daß besonders die letzten Jahre uns Neues und immer Neues brachten. Aber man würde doch sehr im Irrtum sein, wenn man glaubte, daß diese Arbeit nun im wesentlichen erledigt wäre. Wie es nicht anders sein kann, sind die zu praktischen Zwecken unternommenen Studien immer noch sehr lückenhaft und lassen gerade die kleinen Sprachgebiete, die „sterbenden“ Sprachen, unbeachtet. An denen hat die Praxis kein Interesse, die Wissenschaft aber das allergrößte. Denn gerade sie können uns von alter, vielleicht sehr alter Zeit berichten, und gerade sie bedürfen der Aufzeichnung, weil sie vor der fortschreitenden Kultur sozusagen unter unseren Händen verschwinden. Leider findet gerade dieses Problem merkwürdig wenig Förderer und Freunde.

Da gibt es nun in Südafrika in dem besten Klima der Welt Hottentottensprachen, von denen wir nur dürftige Notizen haben. Es leben Europäer genug im Lande — aber wer unternimmt es, der Wissenschaft den Dienst zu leisten, diese Sprachen aufzuschreiben? Und doch können wir erst mit ihrer Hilfe sicher die einzige gut bekannte Hottentottensprache analysieren. Ohne sie ist man auf ein unsicheres Raten angewiesen.

Auch die Buschmannsprachen werden in einem guten Klima gesprochen, und da es immer noch vorkommt, daß Buschleute wegen Schafdiebstahl mit Gefängnis bestraft werden, hätten wir auch die Möglichkeit, mit ihnen zu sprechen. Ihre Sprache ist wahrscheinlich ein ehrwürdiges Denkmal aus uralter Zeit. Vielleicht haben die Anthropologen recht, daß die kleinen Menschen nicht nur in Afrika, sondern auch in Europa früher da waren als die großen, und daß alle diese kleinen Leute in Lebensweise und Rasse vielleicht mit den ältesten Bewohnern Europas zusammenhängen. Nach wenigen Jahrzehnten werden wir nichts mehr von ihnen haben als einige Schädel, einige Geräte und die dürftigen Notizen über ihre Sprache, die uns jetzt bekannt sind. Der einzige beredte Zeuge ihrer Geschichte, ihre lebendige Sprache, ist dann verstummt.

Bleeks Sammlungen sind allerdings erst zum kleinen Teil gedruckt — aber bisher fanden sich die Mittel nicht, um mehr herauszugeben — da ein praktischer Nutzen hierbei nicht erkennbar ist.

Ähnlich steht es mit den Sprachen der anderen Pygmäen. Wir wissen darüber wenig und Ungenaues — und mit Riesenschritten schreitet die Kultur fort, und der Pygmäe wird aufgerieben oder assimiliert. Seine Sprache verschwindet. Gerade hier muß vom rein wissenschaftlichen Interesse aus gearbeitet werden, da keinerlei praktische Rücksichten in Betracht kommen; dazu

sind die Sprachgebiete viel zu winzig, und die Zahl der Leute ist zu klein, die sich der Sprache bedienen. Wenn man aber sieht, mit welchem Eifer die Wissenschaft in alten Gräbern forscht nach den Zeugen der Urgeschichte, dann sollte man meinen, daß für dieses Stück uralter Geschichte das lebhafteste Interesse vorhanden sein müßte.

Die Aufnahme unbekannter Sprachen beschränkt sich aber keineswegs auf diese Gruppen, sondern auch in andern Gebieten gibt es noch manche Sprache, die uns kaum mehr als dem Namen nach bekannt ist. So kommt es, daß es bei vielen Sprachen, besonders an den Grenzen der großen Gruppen, noch durchaus zweifelhaft ist, wohin sie gehören. So klar, wie es auf der Karte aussieht, ist das in Wirklichkeit nicht. Oft genug wird auch der gewiegte Linguist zweifeln, ob eine Sprache hierhin oder dorthin gehört.

Zu diesem Zweck müssen die schon aufgenommenen Sprachen auch phonetisch noch gründlich geprüft werden. Nicht selten sind wichtige Lautvorgänge überhört. Als ich 1903 in Ostafrika war, hatte ich zum großen Teil mit Sprachen zu tun, die bereits schriftlich fixiert waren; meine Aufgabe bestand darin, zu prüfen, ob diese Fixierung der Laute ausreichend war oder nicht — und ich habe überall interessante Dinge gefunden, die man bisher nicht gehört hatte, sogar in dem so wohlbekannten Suaheli. So ist es mir auch mit den andern Sprachen gegangen, die ich Gelegenheit hatte in Europa zu studieren. Ich bin deshalb überzeugt, daß auch in den übrigen Sprachen Lautunterschiede vorkommen, die man meist nicht beachtet hat. Es handelt sich dabei nicht um wertlose Kleinigkeiten, sondern wie z. B. bei den Tonhöhen, um Dinge, die zum Verständnis durchaus notwendig sind.

Je mehr Forscher mit guter phonetischer Bildung sich an

dieser Arbeit beteiligen, um so besser wird man darin vorwärtskommen. Das ist der Grund, warum ich für die Afrikaforschung auf die Phonetik so erhebliches Gewicht lege.

Aber auch in grammatischer Hinsicht bleibt uns noch unendlich viel zu tun. Man wundert sich vielfach, warum ich nach 25jähriger Beschäftigung mit den Bantusprachen immer noch nicht eine vergleichende Grammatik dieser Sprachen geschrieben habe, sondern nur Grundzüge zu einer solchen Grammatik[1]). Es liegt nicht etwa nur daran, daß wir eben noch lange nicht alle Bantusprachen kennen; denn man könnte sich, wie Bleek es seinerzeit tat, auf die bekannten beschränken. Das Hindernis ist ein anderes. Hinter den eigentlichen Zusammenhang der Dinge kommt man nur sehr allmählich. Gewiß, man kann bald nach einem vorher gemachten Schema die Grammatik aufbauen; aber das fördert uns nicht. Das einzig Zweckentsprechende ist, daß wir zu begreifen suchen, wie die Dinge wirklich entstanden sind, und da gehen dem in europäischen Denkformen befangenen Grammatiker die Zusammenhänge doch erst sehr allmählich auf. Wenn man die Lösung hat, ist sie ja oft sehr einfach — aber ein einfaches Resultat setzt meist eine komplizierte Arbeit voraus. So sind mir seit der Herausgabe der „Grundzüge" eine Reihe wichtiger Vorgänge im Verbum und Pronomen erst klar geworden — und ehe man nicht die grammatischen Vorgänge einer Sprachengruppe völlig verstanden hat, kann man diese vergleichende Grammatik nicht schreiben. Ich glaube allerdings, daß uns das Bantu nun große Überraschungen in grammatischer Hinsicht nicht mehr bringen wird. In Afrika muß man freilich auch mit dem Unwahrscheinlichen mehr rechnen als anderswo.

Viel weniger durchsichtig ist heute noch die hamitische

1) Berlin, 1906.

Grammatik. So viel ich sehe, leidet ihre Behandlung daran, daß die Forscher meist Arabisten sind und so die Vorstellung von einer der europäischen nahestehenden Grammatik an das neue Objekt heranbringen. Westermanns Fortschritte im Ful verdanken wir nun u. a. der Tatsache, daß Westermann sein Objekt nicht von Norden, sondern von Süden her angriff. Man ist grammatisch unbefangener, wenn man von der Seite der dunkeln Rasse kommt. Die Hamitensprachen unterscheiden sich grammatisch viel stärker voneinander als die Bantusprachen. Sie sind zwar nicht so zahlreich; aber dafür hat jede eine viel stärker ausgeprägte Eigenart. Das erschwert die Forschung sehr. Dazu kommt, daß exakte Untersuchungen über Lautgesetze hier noch nicht stattgefunden haben. Reinisch hat sehr viel wichtiges Material zusammengetragen; aber es fehlt noch die systematische Durcharbeitung des Stoffes, so daß man gesicherte Grundformen noch nicht aufstellen kann.

Die vergleichende Grammatik der Hamitensprachen hat deshalb zunächst die Aufgabe, die in den Hamitensprachen zur Anwendung kommenden grammatischen Gesichtspunkte herauszustellen. Das ist notwendig; denn hier liegen sehr originelle Anschauungen vor. Ich will nur einiges herausheben.

In den semitischen und indogermanischen Sprachen ist das grammatische Geschlecht vorhanden, man rechnet damit als mit einer Tatsache. In zentralafrikanischen und Mongolensprachen ist es nicht vorhanden, es scheidet also bei der grammatischen Behandlung der Sprachen einfach aus. In den Hamitensprachen ist das grammatische Geschlecht zum Teil vorhanden; aber es ist noch nicht immer eine feststehende Eigentümlichkeit des Substantivs, zum Teil ist es noch im Werden. Wir haben also hier die so lange gesuchte Möglichkeit, die Entstehung des grammatischen Geschlechts zu begreifen.

Der Sachverhalt ist der. Wir sprachen früher davon, daß man die Nomina zuerst in Klassen geteilt hat, entsprechend ihrer Bedeutung. Das ist der Zustand im Bantu und auch noch im Ful. Aber die Menschenklasse hebt sich schon hier wesentlich heraus aus den andern Klassen, und so ergeben sich zwei große Gegensätze: Personen und Sachen. Mit diesem Gegensatz von Person und Sache verknüpft sich ein zweiter, der Gegensatz von groß und klein. Die Person erscheint als das Bedeutende, Bestimmende, Wichtige — für eine einfach-sinnliche Vorstellungsweise als das Große, die Sache als das Unbedeutende, von andern Bestimmte, weniger Wichtige — für die sinnliche Vorstellung als das Kleine. Beide Begriffe decken sich nicht, und so hat man im Ful deshalb auch eine vierfache Einteilung:

Person	Sache
Groß	Klein

Aber schon hier fangen die Begriffssphären an, sich zu berühren. Große Tiere werden leicht als Personen behandelt, kleine Menschen wie Kinder und Frauen als Sachen. In andern Hamitensprachen ist der Vorgang vereinfacht, und man hat nur eine Zweiteilung, wie wir das unten sehen werden.

Hierzu kommt noch ein weiterer Gegensatz, nämlich der von Subjekt und Objekt. Die Person ist ihrer Natur nach Subjekt, die Sache Objekt. Bei dem Fehlen der Kasusendung stellt sich nun das Bedürfnis heraus, Subjekt und Objekt zu kennzeichnen, das geschieht u. a. dadurch, daß das Subjekt durch ein Pronomen, das Objekt durch eine Ortsbestimmung, die etwa „zu" heißt, gekennzeichnet wird. Diese Zeichen werden dann leicht auch als Zeichen der Person und Sache aufgefaßt.

Da nun aber die Frauen im allgemeinen kleiner sind als die Männer, besteht die Neigung, sie der zweiten Gruppe ganz

zuzurechnen. Dazu kommt, daß sie als eigentlich handelnde Personen bei den Kriegerstämmen nicht in Betracht kommen und bei der sehr viel geübten Ehe gegen Lieferung von erheblichen Mengen Vieh als wertvollster Besitz angesehen werden. Das alles begünstigt es nun, daß die Frau aus der Personenklasse in die Sachenklasse hinüberwandert, die sich dann zu dem ausbildet, was wir heute „Femininum“ nennen. Der ganze Vorgang ist in den Hamitensprachen noch evident — man muß ihn aber in diesem seinem Werden verstehen und darf ihn nicht als abgeschlossen betrachten. Sonst wird man der Sache nicht gerecht.

Einen weiteren Vorgang, der sonst nicht beachtet ist, habe ich Polarität genannt. Es handelt sich um eine Art Tauschbewegung. Im Ful beginnen die Worte, die Personen bezeichnen, im Singular mit explosiven Lauten z. B. p, im Plural mit frikativen z. B. f. In der Sachenklasse ist es umgekehrt. Hier haben die Singulare den frikativen Anlaut, die Plurale den explosiven. Daß das nicht zufällig, sondern gesetzmäßig ist, geht daraus hervor, daß die Vergrößerungsworte und Verkleinerungsworte eine ähnliche Regel befolgen. Die Vergrößerungsworte haben in der Einzahl eine Nasalverbindung, z. B. mb, in der Mehrzahl werfen sie den Nasal ab, die Verkleinerungsworte haben in der Einzahl keinen Nasal, sie lauten z. B. mit b an, in der Mehrzal nehmen sie den Nasal an, z. B. mb. Der Wechsel von Singular und Plural wird also durch einen Wechsel des Anlauts ausgedrückt, aber das zweitemal immer in umgekehrter Reihenfolge als das erstemal. Das nenne ich Polarität.

Die Mehrzahl von Personen wird eine Gesellschaft, eine Sache, geht also nach der andern Klasse. Das kehrt man um und sagt: Also wird die Mehrzahl von Sachen eine Person.

Aus dem Verhältnis von Person und Sache haben sich, wie wir sahen, Maskulinum und Femininum entwickelt.

Genau entsprechend dem Ful wird also im Somali der Plural eines Maskulinum zum Femininum, der Plural eines Femininum zum Maskulinum.

Dieser Polarität muß in allen Hamitensprachen weiter nachgeforscht werden.

Ein anderes Gebiet ist die Mannigfaltigkeit der Pluralbildungen. Man sieht zunächst nicht ein, zu welchem Zweck sie erfunden sind. Aus den Hamitensprachen ist ersichtlich, daß jede Pluralbildung zunächst ebenso ihre besondere Funktion hatte, wie im Bantu jede Klasse ihren eignen Plural besaß. Unsere Aufgabe wird nun sein, die vielen Pluralbildungen zu verstehen und ihre besondere Funktion nachzuweisen.

Aber wir müssen zu einer andern Sprachengruppe übergehen.

Im Gebiet der Sudansprachen wird uns Westermanns Werk erst den Weg eröffnen für vergleichende Studien. Die hier zu leistende Arbeit ist groß und schwierig durch die Ungesundheit der Gebiete, in denen diese Sprachen gesprochen werden, sowie teilweise durch ihre Entlegenheit.

In allen diesen Sprachen, in bekannten und unbekannten, muß ferner der Wortschatz noch vollständiger aufgenommen werden als bisher. Es ist eine ganz falsche Vorstellung, daß der Wortschatz hier klein wäre, er ist überraschend groß, und man kann sich 20 Jahre mit einer Sprache beschäftigen und findet doch immer Neues.

Wir haben dann aber eine große systematische Aufgabe vor uns. Es genügt nicht, die Sprachen in der Weise, wie es die Karte tut, in große Gruppen einzuteilen. Jede dieser Gruppen zerfällt wieder in eine Reihe größerer und kleinerer Abteilungen.

So gibt es z. B. eine Gruppe der Bantusprachen, die ein bestimmtes Verkleinerungspräfix haben, das den andern fehlt — im Nordwesten des Gebiets, eine andere Gruppe, die Lateral-laute hat, im Südosten, eine andere, die das Dahlsche Dissimi-lationsgesetz befolgt, in Ostafrika und andere Gruppen mehr. Es ist bisher nicht gelungen, hier eine klare Einteilung zu bringen, die bisherigen Versuche müssen als verfehlt bezeichnet werden, und doch ist eine solche Einteilung notwendig.

Ähnlich sind im hamitischen Sprachgebiet die Berber-sprachen im Nordwesten klar unterschieden vom Ful, und dies wieder ist klar unterschieden von den nilotischen Sprachen, und diese zeigen deutliche Unterschiede von den kuschitischen Sprachen im Osten. Aber diese Unterschiede müssen im einzelnen gründ-lich untersucht werden, um zu guten Resultaten zu kommen, die für das Verständnis der Besiedelung Afrikas von Wert sind.

Die große Frage nach der Entstehung der Bantu-sprachen ist von mir summarisch dahin beantwortet, daß sie ein Mischprodukt sind zwischen einer Sprachgruppe, die zu den Sudansprachen gehörte und einer Sprache, die dem Ful und damit den Hamitensprachen nahestand.

Diese meine Theorie bedarf zu ihrer Bestätigung aber noch eines umfangreichen Beweises.

Die Einheit der Bantusprachen ist von mir nicht nur grammatisch, sondern auch lexikographisch nachgewiesen. Ich habe eine große Anzahl hypothetischer Wortstämme aufgestellt, aus denen nach zuverlässigen Regeln sich die Worte der einzelnen Sprachen ableiten lassen.

Auf diese Weise habe ich ein Bild der hypothetischen Ursprache des Bantu gegeben, das aber natürlich noch sehr un-vollständig ist. Da wir den Wortschatz der Bantusprachen nur unvollkommen kennen, ist es nicht möglich, alle gemeinsamen

Stämme aufzusuchen. Überdies ist es natürlich, daß man mancherlei übersieht. Erst allmählich wird sich dieser Wortschatz ziemlich vollständig auffinden lassen. Wenn nun meine Theorie richtig ist, so müßte ein Teil dieses Wortschatzes sich in den Sudansprachen, ein anderer in den Hamitensprachen wiederfinden. Es ist nun nicht zweifelhaft, daß man heute schon einen Teil der Bantustämme in dieser Weise aus dem sudanischen und einen andern aus dem hamitischen Wortschatz identifizieren kann. Aber das ist immerhin erst ein kleiner Teil. Sollen wir hier zu einiger Sicherheit kommen, so bleibt nur folgender Weg übrig. Wir müssen ein Stammwörterverzeichnis für das sudanische und für das hamitische Sprachgebiet haben. Das sudanische Verzeichnis hat Westermann in ziemlichem Umfang festgestellt, das hamitische fehlt noch ganz. Es wird auch nicht leicht sein, es anzulegen, da wir die Lautverschiebungsgesetze und andere Lautgesetze des Hamitischen noch nicht ausreichend kennen. Hierzu kommt noch, daß die Semitensprachen, die ihnen ja ohnehin verwandtschaftlich so nahestehen, auf die Hamitensprachen unendlich viel eingewirkt haben. Es ist im einzelnen schwer, vielleicht manchmal unmöglich, sicher festzustellen, ob es sich um ein Lehnwort oder ein stammverwandtes Wort handelt.

Außerdem haben wir es hier mit der alten Kultursprache, dem Ägyptischen zu tun. Wohin gehört das? Noch vor kurzem antwortete man ohne Bedenken: „Zu den Hamitensprachen". Die ersten Ägyptologen unserer Zeit sind jetzt anderer Ansicht und verfechten die Zugehörigkeit des Ägyptischen zu den Semitensprachen. Es kann mir nicht in den Sinn kommen, in diesen Streit der Fachmänner einzugreifen. Aber mir will scheinen, daß dieselben Gründe für die Zugehörigkeit des Ägyptischen zu den Semitensprachen sich auch für andere afrikanische Sprachen anführen ließen, die wir Hamitensprachen nennen. Der Zusammenhang

zwischen Semitensprachen und Hamitensprachen wird durch diese eigentümliche Wendung in der Geschichte der Ägyptologie besonders gut illustriert. Hier würden also Vergleiche anzustellen sein mit den ältesten Denkmälern geschriebener menschlicher Rede, die wir besitzen, in Ägypten und Babel und den modernen Sprachen, die heute noch schriftlos sind.

Die Untersuchung geht aber noch weiter.

Das Bantu ist ja nicht die einzige Mischung sudanischer und hamitischer Sprache, sondern es ist nur ein besonders stark ausgebildetes Mischprodukt. Die übrigen Mischsprachen, deren es eine große Menge gibt, sind ebenfalls auf ihre Ursprünge zu untersuchen. Dabei liegt die Sache durchaus nicht so, daß immer nur Hamitenworte in die Sudansprache eindringen, wie z. B. das Wolof in Senegambien stark mit Ful durchsetzt ist, sondern es geht so — besonders im Anfang, wo die Schwarzen viel und die Weißen weniger waren, daß die Sprache der Schwarzen auch in die Sprache ihrer Herren eindrang. Wir erleben das bis heute. Europäerkinder lernen in Afrika schnell die Sprache der Eingeborenen, aber mühsam und unvollkommen die Sprache ihrer Eltern — natürlich, die Dienstleute haben die Kinder zu versehen und sprechen mit ihnen in ihrer Sprache. So ist es denn wahrscheinlich, daß in jener alten Zeit, als die ägyptischen Herren über das Land der Schwarzen herrschten, daß manches Wort ihrer Sprache ins Ägyptische eindrang. Wir werden untersuchen müssen, ob das der Fall ist, und so wird dann hier wiederum die moderne Linguistik der historischen Sprachforschung einen Dienst leisten.

Aber das wird nicht nur auf diesem Gebiet geschehen.

Je mehr wir von dem Zusammenhang der semitischen und hamitischen Sprachen überzeugt sind, um so mehr drängt sich uns die Notwendigkeit, auf von der Vergleichung mit hami-

tischen Sprachen für die semitische Grammatik zu gewinnen. Dem stehen bisher gewichtige Hindernisse entgegen. Die semitische Sprachforschung ist bis in die neueste Zeit vorwiegend literarisch gewesen. Die Volkssprache ist nur von wenigen Gelehrten untersucht und beachtet worden, und die Beschäftigung mit ihr erscheint im allgemeinen als nicht vornehm. Und doch steckt gerade hier der Schlüssel zum Verständnis für das Wachsen und Werden der Sprache. Die Abneigung gegen den Volksdialekt verschärft sich noch, wenn man nun sich mit schriftlosen Sprachen beschäftigen soll. Man wird das Gefühl nicht los, daß man hier den festen Boden unter den Füßen verliert und doch eigentlich nur verstümmelte Bildungen vor sich hat. Ich kann demgegenüber nur immer darauf hinweisen, daß der schriftlose Mensch seine Sprache besser bewahrt, als der schriftkundige, und daß gerade die Stadtkultur am schnellsten die Sprache abschleift. Heute werden noch im Sudan Wortformen gesprochen, die der Ägyptologe nur mühsam aus seinen Jahrtausende alten Inschriften herausliest, und heute noch sind in Afrika Geräte in Gebrauch, die mit denen der alten Ägypter einfach identisch sind. Wenn also nur erst diese Vorurteile beiseite gelegt sind, dann wird man bald den Nutzen der afrikanischen Linguistik für die Semitensprachen verstehen. Ich will das an einigen Beispielen erläutern.

In Semitensprachen wird heute noch das Neutrum durch das Femininum ausgedrückt. Das ist sofort verständlich, wenn man weiß, daß dies Femininum eigentlich Sachenklasse ist.

Ich erwähnte die wunderliche Tauschbewegung und den Wechsel des Geschlechts im Plural. Im Hebräischen und Arabischen hat ein männliches Wort das Zahlwort im Femininum bei sich, ein weibliches Wort das Zahlwort im Maskulinum. Im Hebräischen haben die Maskulina die Pluralendung auf -im,

die Feminina auf -ot. Nun hat aber das männlichste Wort, das es gibt, „der Vater", weibliche Pluralbildung, und das weiblichste Wort, das es gibt, „das Weib", männliche Pluralendung. Diese Erscheinungen sind für den semitischen Grammatiker unlösbare Rätsel, für den afrikanischen Linguisten nicht.

Im Arabischen gibt es eine ungeheure Fülle verschiedener Pluralbildungen — für den afrikanischen Linguisten nichts Überraschendes, und auch hier wieder findet es sich, daß viele Plurale der Maskulina Feminina sind. Ich könnte noch eine Anzahl ähnlicher Vorgänge anführen. Das Gesagte scheint mir aber bis zur Evidenz zu beweisen, daß ein Zusammenhang zwischen Semitensprachen und Hamitensprachen da ist, und wir dürfen also hoffen, der semitischen Sprachforschung neue Gesichtspunkte zuzuführen.

Aber wir werden dann Schritt für Schritt weitergedrängt. Allein unter den Mittelmeervölkern (im weiteren Sinn), den Sprachen der kaukasischen Rasse, gibt es das, was wir flektierende Sprachen nennen. Wenn nun Hamiten und Semiten zusammenhängen, sollte dann der Zusammenhang mit den Indogermanen unfindbar sein?

Ich bin hier besonders aufmerksam geworden auf die Tatsache, daß die Vokale a, i, u im Hamitischen zum Ausdruck der Lokalvorstellung so ausgiebig gebraucht werden. Sollten nicht unsere deutschen Ablaute eine ähnliche Entstehung haben? Man vergleiche z. B. „Singsang", „Klingklang", „bim bam bum", „schnipp schnapp schnurr", „Wirrwarr" mit „ich singe, ich sang, gesungen", „ich klinge, ich klang, geklungen". Jedenfalls lohnt es sich, die Untersuchung zu führen. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß das grammatische Geschlecht, das rings um das Mittelmeer im Gebrauch ist, gerade hier dreimal erfunden sein soll, von Hamiten, Semiten und Indogermanen. Und wenn wir zugeben, daß Hamiten und Semiten zusammen-

gehören, so ist es erst recht unwahrscheinlich, daß es zweimal von Menschen erfunden sein soll, die seit Jahrtausenden so eng zusammenwohnen und so handgreiflich rassenverwandt sind wie Semiten und Indogermanen. Wenn bisher die Verwandtschaft zwischen semitischen und indogermanischen Sprachen sich nicht finden ließ, so lag es doch unter anderem daran, daß man hoch entwickelte bezw. stark abgeschliffene, erstarrte Kulturformen verglich und die schriftlosen Sprachen Afrikas außer acht ließ. Wird man sie in Betracht ziehen, so wird man hoffen dürfen, Dinge zu finden, die bis jetzt unfindbar waren.

Dabei darf ich darauf hinweisen, daß wir im Bantu eine Form der menschlichen Rede besitzen, die in mancher Hinsicht noch altertümlicher ist als die ältesten Hamitensprachen — also wir haben ein Arbeitsmaterial von ganz ungeahnter Bedeutung vor uns.

Daß das nicht längst gesehen ist, liegt vor allem daran, daß man bis in die neuste Zeit sich viel zu wenig mit den nicht flektierenden Sprachen beschäftigte. Die Unterschiede zwischen den flektierenden Sprachen erschienen groß, solange man sie allein behandelte. Wer aus dem Studium der nicht flektierenden Sprachen zu den flektierenden zurückkehrt, wird viel mehr die Übereinstimmung als die Unterschiede sehen, ebenso wie der, der mit schwarzen und gelben Menschen zu tun gehabt hat, nicht mehr imstande ist, den Unterschied zwischen Semiten und Indogermanen so stark zu betonen. Ihm fallen die großen gemeinsamen geistigen Anlagen und Kulturgüter viel mehr ins Auge, als ihn die Unterschiede stören.

Zu so weit ausschauenden Plänen hat uns die Betrachtung der afrikanischen Sprachen geführt. Ob es mir gegeben sein wird, die hier angedeutete Arbeit selbst fertigzustellen oder wenigstens zur Lösung der angeregten Fragen mit beizutragen,

das steht dahin. Aber daran habe ich keinen Zweifel, die Arbeit wird geleistet, und zwar von der deutschen Wissenschaft. Wenn erst die Bedeutung dieser Aufgabe erkannt ist, wird es an Freunden und Förderern dieser Arbeit und an sachkundiger Hilfe nicht fehlen; und ich hoffe, daß die Ergebnisse dieser Arbeit sich verknüpfen mit der Stadt, wo die afrikanische Linguistik eine Heimat gefunden hat, mit Hamburg.

Für die beigefügte Karte habe ich Herrn Bernhard Struck zu danken.

Ernst Röttgers Buchdruckerei (Inh. Edmund Pillardy), Kassel.

Von demselben Verfasser ist erschienen und durch die Buchhandlung der Berliner evang. Missionsgesellschaft zu beziehen:

Die Mitarbeit der Laien am Missionswerk. Herrnhut 1910. 25 Pf.

Zwingt uns die Heidenmission Mohammedanermission zu treiben? Groß-Lichterfelde 1906. 15 Pf.

Die Bedeutung der Mohammedanermission für die Heidenmission. Groß-Lichterfelde 1906. 15 Pf.

Mission und Islam in Ostafrika. Basel 1907. 20 Pf.

Wege zum Herzen des Mohammedaners. Wiesbaden 1908. 50 Pf.

Die erziehende Kraft der Mission. 1908. 20 Pf.

Christus der Heiland auch der Naturvölker. Berlin 1908. 20 Pf.

Das Tsivenda. Leipzig 1901. 2.40 M.

Hottentottische Laute und Lehnworte im Kafir. Leipzig 1905. 4 M.

Die Christianisierung der Sprachen Afrikas. Basel 1905. 80 Pf.

Wie treibt ein Missionar am besten die Erlernung der Sprache des Volkes, unter dem er arbeitet? 1905. 20 Pf.

Grundzüge einer vergleichenden Grammatik der Bantusprachen. Berlin 1906. 8 M.

Die Sprachen Afrikas und die Mission. Rothenburg o. T. 1908. 15 Pf.

Die sprachliche Ausbildung des Missionars. Basel 1909. 30 Pf.

Die Sprachen des dunklen Weltteils. Stuttgart 1909. 50 Pf.

Lehrbuch der Namasprache. Berlin 1909. 9 M.

Die Sprache der Herero in Deutsch-Südwest-Afrika. Berlin 1909. 4 M.

Die Sprache der Suaheli. Berlin 1910. 4 M.

Grundriß einer Lautlehre der Bantusprachen. Berlin 1910. 2. Aufl. ca. 12 M.

Für die Zwecke des Laienmissionsbundes machen wir noch besonders aufmerksam auf die im Verlag von Dietrich Reimer in Berlin erscheinende Monatsschrift:

Koloniale Rundschau. Preis 10 M.

Herausgeber: Ernst Vohsen. Schriftleitung: Prof. D. Westermann.

Begleitworte zur „Uebersichtskarte der Hauptsprachfamilien in Afrika“.

Von Bernhard Struck.

Wer einmal die afrikanischen Kapitel des berühmten „Mithridates“ (von J. Ch. Adelung und J. S. Vater, Berlin 1806—1817) vom Standpunkte unserer heutigen Linguistik, sowohl des gesicherten Tatsachenmaterials wie auch der großen Problemstellungen, durchsieht, wird leicht bemerken, daß es ziemlich genau eines Jahrhunderts wissenschaftlicher Kritik und stets erneuter Entdeckerarbeit bedurft hat, eine nicht nur den Linguisten, sondern auch den Ethnologen und mehr noch den Anthropologen befriedigende Klassifikation dieser Unzahl afrikanischer Sprachen zu geben, die ebensosehr das zweifelnde Staunen der Laien als die Freude und den Eifer des Fachmanns wachgerufen hat. Mit Recht ist in den letzten Jahren auf dies Zusammenarbeiten der Anthropologie und Linguistik das größte Gewicht gelegt worden, und die Ergebnisse der jüngsten anthropologischen Studienreise nach Zentralafrika (von Dr. J. Czekanowski) lassen schon helles Licht fallen auf einige, insbesondere in ihren geographischen Verhältnissen ganz klare Zusammenhänge.

Es ist daher wohl an der Zeit, eine die bisher maßgebende große Karte von Ravenstein (in Custs Modern Languages of Africa, London 1883) ersetzende oder vielmehr, in Anbetracht des bedeutend kleineren Maßstabs, ergänzende Darstellung zu versuchen. Die großen Schwierigkeiten eines solchen Entwurfs werden jedem, der in der Sache gearbeitet hat, klar sein: die neue linguistische Gruppierung, die in allen Einzelheiten veränderte Topographie fordern genaue Durchsicht des Quellenmaterials, zumal sprachkartographische Vorarbeiten fast ganz fehlen, und da moderne linguistische Aufnahmen für ausgedehnte Teile des Kontinents noch ausstehen, so mußte in der Zuteilung vieler Sprachen zu der jeweiligen Hauptsprachfamilie teilweise

ganz minderwertiges Quellenmaterial zu Rate gezogen werden. Spätere Arbeit wird hier vieles nachzutragen und zu verbessern finden, auch in bezug auf die topographische Lage und Ausdehnung mancher Sprachgebiete und -Enklaven. Nicht wenige der aus früheren Jahrzehnten überlieferten Vokabularien und kleineren Sprachproben lassen sich nicht befriedigend lokalisieren, da sich die geographischen Forschungsreisenden immer weniger um die sprachlichen Verhältnisse zu bemühen scheinen; Barth, Nachtigal, Stanley, unter den neueren namentlich H. H. Johnston, stehen nach dieser Richtung ihrer Vielseitigkeit unerreicht.

Die Karte hat die Aufgabe, die räumliche Seite in der afrikanischen Sprachenfrage zu betonen. Charakteristisch ist die im großen und ganzen zonale Ausdehnung der Hauptsprachfamilien, die in ihren großen Zügen von der Lage der Meeresküste, von der Verteilung von Hoch- und Tiefland unabhängig ist.[1]) Über das historische Alter dieser zonalen Anordnung ist noch gar nichts bekannt; falls Reinischs, jetzt auch von Bezold aufgegriffene Annahme der protosemitischen Urheimat in Nordafrika zutrifft, wäre sie schon für sehr frühe Zeit anzusetzen. Vom geographischen und auch vom ethnographischen Standpunkt aus kann das heute aus semitischen und hamitischen Enklaven zusammengesetzte Nordafrika als einheitlich betrachtet werden, da wir ja wissen, wie spät erst die Araber hier eingezogen sind, und daß bei ihrer Verteilung, außer vielleicht in Marokko, keine geographischen Eigentümlichkeiten maßgebend gewesen sind. Infolge der großen Ausdehnung faktisch unbewohnter Landstrecken haben die in enger Anlehnung an Ravenstein eingetragenen Grenzlinien hier auch nicht die scharfe Definition, wie weiter im Süden, in Abessinien, Ostafrika, am Senegal usw. Andererseits erscheint mir aber die Ausscheidung unbewohnter Gebiete selbst bis in ziemlich große Maßstäbe hinein nicht angängig; Flächen ohne Siedelungen gehören, wie sich das schon äußerlich an den Ortsnamen kundgibt, in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle aus wirtschaftlichen Gründen zu den politischen Einheiten der Umgebung und zählen daher zu deren Sprachgebiet (s. auch meine „Dialektkarte von Unjamwesi," Mitt. a. d. dtsch. Schutzgeb. Bd. 23, Karte 5; mit Begleitworten S. 101—110). Aber auch sonst ist die Grenzlinie meist nur ein kartographisches

1) Eine deutliche Ausnahme, historisch genau festgelegt, bildet beispielsweise das Sansibar-Arabische.

Symbol für mehr oder weniger breite Grenzstreifen, wie sie fast allenthalben in Afrika die einzelnen Siedlungsgebiete trennen und daher auch für die Sprachgrenzen anzusetzen sind. Je nach ihrer physischen Beschaffenheit können diese Grenzgürtel schon als natürliche Grenzen gelten, und wenn wir als wesentliche Gründe für die Veränderung der Gestalt der Sprachgebiete kriegerischen oder friedlichen Verkehr betrachten, so müssen große Teile im Verlauf dieser Sprachgrenzen als „natürlich" bezeichnet werden, wenn auch diese ihre Eigenschaft ausschließlich auf Spezialkarten großen Maßstabes erkennbar wird. Sorgfältige Grenzangaben auf Grund der von den Reisenden vorgefundenen oder vermuteten Verteilung der Wohnsitze der einzelnen Stämme in Verbindung mit gründlicher Quellenkritik haben namentlich Hassensteins Karten geliefert.

Die südlich anschließende, mit der Grenze der großen Wüste und der Möglichkeit intensiven Hackbaues einsetzende Zone, wird ursprünglich von den Sprachen der Sudangruppe eingenommen. Die eigentümliche Gestalt dieses Sprachgebiets, mit seinen zahlreichen Durchdringungen fremder Bestandteile (auch hier wieder die althamitischen Fulbe von Darfur bis zum Senegal in sehr anschaulicher Ost-West-Ausdehnung!) erklärt sich in der Hauptsache aus den anthropogeographischen Verhältnissen seiner Zwischenlage. Ob wohl die allgemeine Erstreckung zu beiden Seiten des sog. thermischen Äquators mit einer durch Klimaeinflüsse erzeugten Verminderung der Angriffskraft der nichtsudanischen Nachbarn zusammenhängt? Die ferne südöstliche Lage des Mbugu mit vorzugsweise westsudanischen Beziehungen spricht jedenfalls dafür, daß wir in den heutigen Wohnsitzen der Sudanneger nicht einfache Einwanderungsgebiete der irgendwo von Norden herabgekommenen ursudanischen Masse zu sehen haben, sondern, wie schon gesagt, ein Rückzugsgebiet mit der Front nach Norden sowohl wie nach Osten und Südosten.

Die nächstfolgende, sprachlich nicht oder vielleicht nicht mehr unterschiedene ethnische Zone der Pygmäen (s. die Darstellung ihrer Sprachverhältnisse auf meiner Karte der Sudansprachen in Westermanns Sudanwerk, Hamburg 1910) zeigt die Nachteile der Zwischenlage einer zudem einseitig begabten Rasse (Sammelvölker) schon weit fortgeschritten, der ethnische Zusammenhang ist total zerstört, und man mag schon aus diesem anthropogeographischen Verhalten Schlüsse ziehen auf das hohe Alter dieser Leute in ihrer heutigen

Lage innerhalb des Kontinents. Bezieht man aber die Buschmänner in diese Betrachtung hinein[1]), so wird man deren relativ größeren Zusammenhalt besser verstehen;[2]) die Pygmäen sind eben zugleich das Randvolk der jungen und energischen Bantuexpansion[3]) und der dort von Norden her vorwärts geschobenen Sudaner, wie z. B. die jüngst hinter der Elfenbeinküste gefundenen Pygmäenreste zeigen. Daß aber die Berührung mit den Bantu jünger ist, läßt sich ebensowohl aus der Etymologie ihrer Bantubezeichnung „Batwa" (s. meine Fipastudie), wie auch aus den nach den Angaben v. François' und den Erkundigungen Czekanowskis nicht Bantu sprechenden Batschua unter den Bantu-Balolo des Momboyo und aus den sicher eine sudanische Sprache redenden Kameruner „Bagielli" schließen.[4])

Die Bantu hat bereits Johnston als sehr junge Expansion aufgefaßt, die Nordwestbantu mögen die ältesten Gruppen darstellen, die aus der östlichen Kontaktzone der Sudaner und Hamiten nach Süden und Südwesten hin vorrückten. Gegen die übrigen Bantu ist diese „erste Invasion" Johnstons ziemlich genau durch den Urwaldrand des Kongobeckens abgegrenzt. Das östlich anschließende Steppenland hat einst auch den Vorfahren der Hottentotten mit ihren Rindern als Straße gedient,[5]) wie später auch in dem Völkertor zwischen Kongowald und Viktoriasee den sprachlich bantuisierten Hima und weiter östlich in den wegsamen und einst wasserreichen Sohlen der Grabenbrüche den Nilotohamiten. Nur in bestimmten auf halber

1) Die kleinen Enklaven des Nege und Sandawe in Ostafrika legen es jedenfalls nahe.

2) In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde auch noch in den Basothobergen buschmännisch gesprochen.

3) Genau genommen befindet sich wieder ein Teil der Batwa (am Lulua und Sankuru) in der Zwischenlage der beiden verschiedenen Bantuinvasionen und gibt dadurch einen chronologischen Anhalt für die alte Pygmäenverbreitung durch den ganzen Aequatorialwald.

4) Daher habe ich auch Cust und Johnston folgen zu können geglaubt, die die Doko auf ihren Karten dem Gebiet der Sudansprachen zurechnen. v. Luschan denkt an die Möglichkeit, daß sie vielleicht inzwischen ausgestorben sind, da O. Neumann sie nicht aufzufinden vermochte. Die neuerdings behaupteten Atlas-Pygmäen habe ich fallen lassen, da ihr Autor auch spanische Kümmerzwerge als „Pygmäen" beschreibt. Die als Pygmäen im nördlichen Transvaal angegebenen „Kattea" dürften nach den jüngsten Feststellungen Pöchs zu den sonst als Bakalahari bekannten Kümmerformen der Betschuanen zu stellen sein.

5) Und zu Anfang des 17. Jahrhunderts auch den Waschimba (teilweise Herero).

Höhe der Berge oder in den Flußauen gelegenen Kulturlandschaften sitzen dauernd noch Bantu, während auf dem Ostufer des Nil auch wieder Sudaner, Schillukverwandte, mit nach Süden gezogen sind. Im Waldland des Ituri und weiter westlich finden noch fortwährend Verschiebungen der sudanischen und Bantusprachgebiete statt, vorzugsweise an alten NO—SW laufenden Wanderlinien: alles in allem ein ethnisch-geographisches Bild, dessen Studium im einzelnen sicher interessante und wertvolle Ergebnisse liefern würde. Das allgemeine Verhältnis des Bantu- zum Sudangebiet ist fast überall das einer dünnbevölkerten, weitmaschig besiedelten jungen Expansionsfläche mit großen Strecken einheitlicher Mundart[1]) zu einem Gebiet mehr oder weniger intensiver Zusammenstauung von stark gegeneinander verschobenen Völkerresten, nicht unbedeutender Volksdichte[2]) und großer Sprachenmannigfaltigkeit. Diese eigentümliche Sache wird durch Czekanowski's „Ethnogr. Karte des Nil-Kongo-Zwischengebiets",[3]) dem Verfasser unbewußt, gut illustriert; man vergleiche auch die folgende Uebersicht der Anzahl der Sprachen und der Flächen der beiden Sprachfamilien:

	Sprachen	Fläche	Mittlere Größe eines Sprachgebiets
		in Quadratkilometern	
Sudanisch	264	6 723 000	25 470
Bantu	182	7 926 000	43 550

Noch viel größer werden die Sprachgebiete bei den Hamiten, aber ich glaube, daß es sich hier nicht um historische, sondern um rein geographische Ursachen handelt; diese Völker müssen, um die ihrer Kopfzahl entsprechenden Weidegründe und Wasserplätze zu besetzen, unverhältnismäßig weite Strecken sterilen Landes in ihre Grenzen einschließen.

Auf die sprachgeographischen Verhältnisse in Südafrika hier einzugehen, gestattet leider der Raum eines kurzen Begleitwortes

1) Z. B. das Sprachgebiet der Balolosprache (des Lo-Nkundu) im Kongobogen mit 250 000 qkm und vielleicht 15 Einwohnern auf 1 qkm.

2) Yoruba 58 Seelen auf 1 qkm, eine für Afrika außerordentlich hohe Dichteziffer. Vgl. Vierkandt in wissensch. Veröff. d. Ver. f. Erdkunde, Leipzig II. 2, S. 63—174.

3) Ztschr. f. Ethnol. Bd. 41, Heft 5.

nicht. Das energische Eingreifen der Hochkultur hat hier zwar vieles außerordentlich kompliziert, andererseits uns aber auch gute, teilweise Jahrhunderte zurückreichende Materialien verschafft. Ich verweise also auf die Skizze von Gerland „Kapland um 1650"[1]) und die Cust-Ravenstein'sche Karte, die in dieser Partie etwa den Stand von 1850/60 darstellt. Mein eigener Entwurf soll die Verhältnisse so wiedergeben, wie sie Ende des 19. Jahrhunderts lagen, da zu einer kartographischen Niederlegung der durch den Burenkrieg und namentlich durch den südwestafrikanischen Aufstand hervorgerufenen starken Veränderungen so gut wie keine Unterlagen vorhanden zu sein scheinen.

Zum Schlusse möchte ich noch auf die von mir als „Pidginsprachen"[2]) zusammengefaßte Sprachfamilie aufmerksam machen, die hier zum ersten Male in kartographischer Darstellung erscheinen. Die Gesetze ihrer geographischen Verbreitung beabsichtige ich, soweit es sich um Verkehrssprachen handelt, mit denen anderer afrikanischer Verkehrssprachen zusammen an anderer Stelle zu behandeln. Man vergleiche einstweilen die Ausbreitung des ganz ohne europäischen Einfluß hochgekommenen Hausa, diejenige der Regierungssprachen des Bangala und Sudanarabischen, ebenso das Suaheli, das gleich dem Negerenglischen erst neuerdings wieder unter der Aegide der Kolonialregierungen intensiv und extensiv fortschreitet, ferner die Sprache der Minendistrikte Südafrikas (Isikula oder „Kitchen Kafir") innerhalb des durch die alten Burenwanderungen und die Bastards verbreiteten Kapholländischen usw. Negerportugiesische Dialekte bilden ebenso die Muttersprache der expatriierten Negerbevölkerung auf den Inseln des Guineagolfes, wie auch die Verkehrssprache des Kongo- und Angolahandels. In jenen Zusammenhang der Sprachverpflanzung durch Auswanderung gehört auch das sog. „Sidi", die leidlich reine Bantu-Mundart eines in Vorderindien ansässig gewordenen, von der Suaheli-

1) Berghaus' Physikal. Atlas Nr. 71, Karton 5 (vom Jahre 1886).

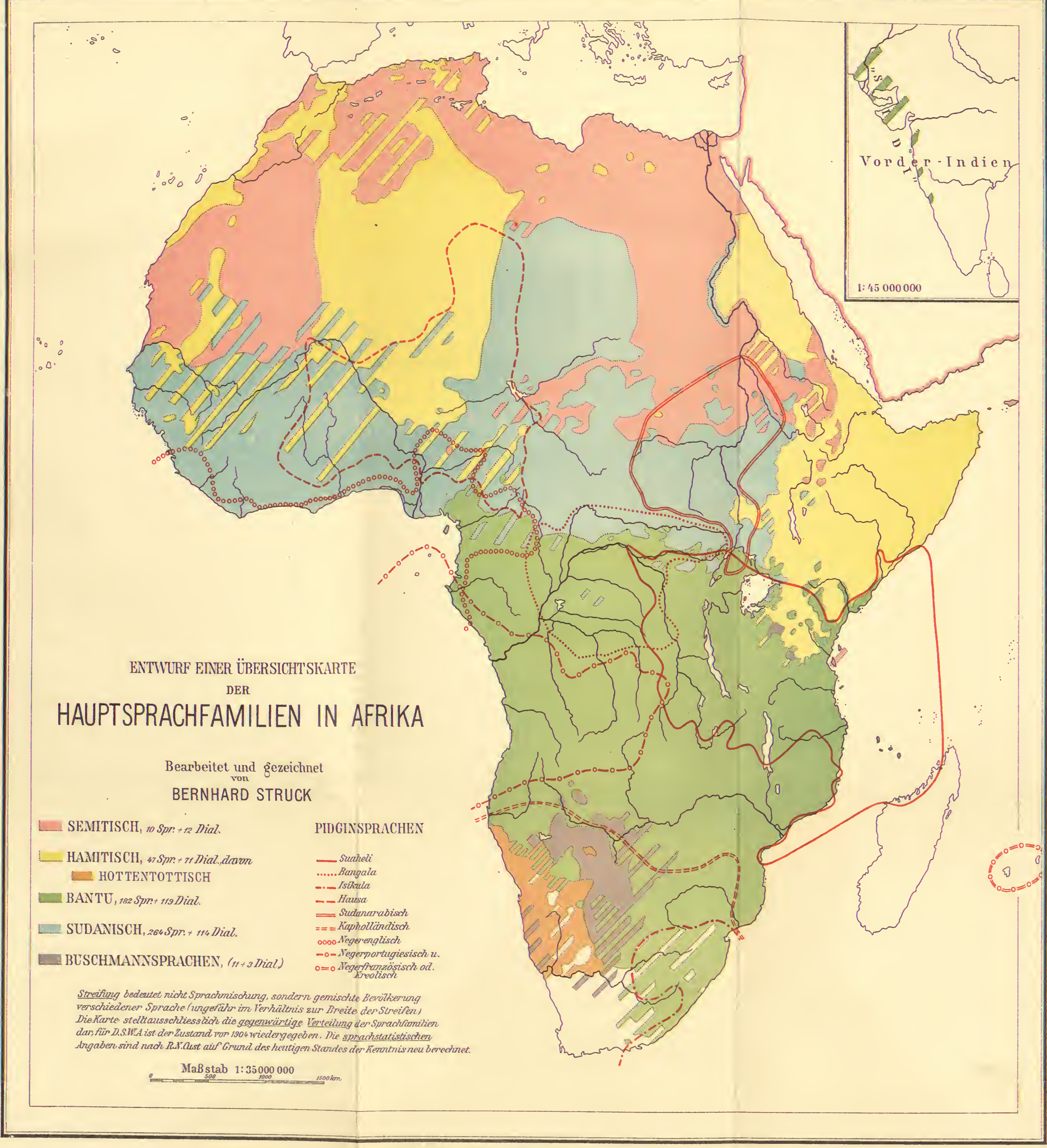
2) Leider verfüge ich über keinen sprachlich schöneren Ausdruck, da 1. viele „Verkehrssprachen" in Afrika keine Pidginform aufweisen, z. B. Wolof, Tschi, Ewe, Kimbundu, Runyoro usw. und andrerseits auch wie z. B. das Negerfranzösische auf Mauritius Pidginsprachen nicht fehlen, die nicht als Verkehrssprachen gelten können. 2. Mischsprachen auch sonst und in beliebig weiter Begriffsumfassung vorkommen, ohne den Pidgincharakter zu tragen, der dem geistigen Niveau eines ausschließlich materiellen Verkehrs zweier Rassen entspringt. „Kreolisch" heißen vornehmlich die romanischen Pidginsprachen.

küste stammenden Schiffer- und Arbeitervölkchens, sowie auch die „kreolischen" Dialekte von Westindien und Surinam, über deren geogr. Verbreitung bisher allerdings nichts Genaues bekannt geworden ist. Von den anderen Pidginsprachen ist bis jetzt eigentlich nur das Kapholländische Muttersprache geworden, nämlich für den größten Teil der farbigen Bevölkerung (afrikanischen und asiatischen Ursprungs) in der Kapkolonie.

Die Linienführung der Verbreitungsgrenzen dieser Pidginsprachen ist naturgemäß nur approximativ richtig; ihre Sprachgebiete sind auch in sich nicht einheitlich, je weiter man sich von den lokalen oder linearen Zentren ihrer Verbreitung (der Küste, den Flußläufen, den Militär- und Handelsstationen) entfernt, um so geringer wird der Prozentsatz der ihrer noch mächtigen Leute. Die meisten dieser Sprachen haben zudem noch keine organische Expansionskraft, sie sind nicht einmal überall im Fortschreiten begriffen, vgl. Togo. Alle diese Pidginsprachen verdienen aber nicht nur vom kolonialpraktischen Standpunkt aus weitgehendes Interesse; es scheint mir unzweifelhaft, daß hier ungefähr analog anderen Sprachfamilien eine neue im Werden ist, deren psychologische und formale Entwicklung hier von der Keimmasse an verfolgt werden kann.







Lithogr. u. Druck v. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) Berlin.







